

## Vorspann

### Teilnehmende Beobachtung und dichte Beschreibung – Vorzüge und Tücken der Ethnographie im gewaltreichen Umfeld

Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit sind eine Reihe mehrmonatiger Aufenthalte (siehe Anhang 3) in der Kaukasusrepublik Georgien. Jeder Aufenthalt war von unterschiedlichen Rahmenbedingungen gekennzeichnet – die Betätigungsfelder erstreckten sich von Sprachstudien über ethnographische Feldarbeit bis hin zu Vermittlungsdiensten für Investoren. Das dieser Arbeit zugrunde liegende Material wurde durch offene Interviews, Leitfadeninterviews und vor allem durch tägliche Feldtagebuchaufzeichnungen erhoben.<sup>1</sup>

Ein erster, zweijähriger Aufenthalt im Rahmen von Sprach- und Gesellschaftsstudien an den staatlichen Universitäten Leningrad/St. Petersburg (Oktober 1991 bis Oktober 1992 und Juli 1993 bis Oktober 1993) und T'bilisi (Oktober 1992 bis Juli 1993), der als Basis für die folgenden Feldexkursionen zu sehen ist, hatte mich auf sozialanthropologische Fragestellungen gebracht. So war es meine soziale Umgebung, die mich durch die Probleme, mit denen sie mich konfrontierte, zum Studium einer sozialanthropologisch ausgerichteten Ethnologie bewog.

Die Ethnographie im Sinne einer teilnehmenden Beobachtung ging also der Ethnologie, dem geschulten systematischen Beobachten, Sortieren und Vergleichen, zunächst voraus. Dies hatte zur Folge, daß die jeweils dominanten Alltagsprobleme meiner Umgebung sich letztlich als Gegenstand der empirischen Arbeit durchsetzten. Bis 1994/95 – oder bis zur weitgehenden Wiederherstellung des Landfriedens durch ein staatliches Gewaltmonopol – war der dominante Alltagsdiskurs, besonders für einen jungen Mann, ein Diskurs über Gewalt und Gerechtigkeit in den Idiomen der Ehre und Schande.

Eine ethnographische Beschäftigung mit Gewaltphänomenen in einer fremden Gesellschaft muß sich einer kritischen Analyse der Leistungsfähigkeit ihrer Methoden und deren moralischer Implikationen stellen. Dies soll im folgenden anhand einer aktuellen Debatte über sozialanthropologische Methoden in der empirischen Gewaltforschung verdeutlicht werden.<sup>2</sup>

### Die sozialwissenschaftliche Wiederentdeckung der Gewalt als Forschungsgegenstand

-- Das öffentliche Sprechen über Gewalt hat Konjunktur. --

Dieser Satz ist soweit richtig, wie er durch die Unschärfe des Begriffs Gewalt inhaltslos bleibt. Er könnte in seiner Allgemeinheit in einem beliebigen Jahrzehnt dieses Jahrhunderts behauptet sein. Vom essentialistischen „Gewaltgespräch“ der zwanziger Jahre über sozialdarwinistische Rhetorik der dreißiger Jahre, dann den existentialistisch-ästhetisierenden Diskurs der Nachkriegsjahrzehnte bis hin zum strukturellen, zuletzt feministischen

---

<sup>1</sup> Verweise auf die Tagebücher und Kassetten sind in den Fußnoten mit → TGB gekennzeichnet. Für die Entschlüsselung des Indexes siehe Anhang 4.

<sup>2</sup> Die folgende Argumentation entspricht weitgehend der Darstellung in Koehler 1998, S. 10-20.

Gewaltbegriff der vergangenen zwei Dekaden war das „Gewaltgespräch“ immer wieder in Mode.

Die sprachlich gefaßte Gewalt hat in den 90er Jahren eine besondere Konjunktur, wofür der allgemeine Paradigmenwechsel in der publizierenden westlichen Welt weg von der Markierung geschichtsmächtiger Strukturen hin zum Akteur, zum Macher, zum Helden wegbereitend ist. Gewalt wird in diesem Zusammenhang auch von Sozialwissenschaftlern als unmittelbare, körperliche Handlung von Individuen (wieder-) entdeckt.

Das soziologische Sprechen<sup>3</sup> - im Unterschied zu den populären Diskursen gehemmt durch die Spielregeln der Wissenschaftlichkeit, doch beflügelt durch den privilegierten Zugang der Sprecher zu intellektuellen Ressourcen - äußert sich wie üblich knapp dem Populärwissen voraus und kurz hinter der Avantgarde zurückbleibend zum Thema. Allgemein könnte diese Entwicklung vieldeutig mit der Anthropologisierung des soziologischen Diskurses bezeichnet werden.<sup>4</sup> Konkret auf die Gewaltforschung bezogen sollen qualitative Methoden der Ethnographie Licht auf einen Gewaltbegriff werfen, der „nah am Körper“ definiert ist.

Gerade in der interdisziplinären Diskussion, die durch die Öffnung eines assoziationsreichen Raumes jenseits der innerdisziplinären Betriebsblindheit verlockt, sollte sich jede Fachwissenschaft dadurch auszeichnen, daß sie besonders genau um die Erkenntnisgrenzen ihrer Methoden weiß und diese für die fachfremden Gesprächsteilnehmer markiert. Wenn also Soziologen oder Politologen für sich das empirische Methodenbündel der Ethnographie in der Gewaltforschung entdecken, sind sie gut beraten, von den manchmal ernüchternden Erfahrungen der Ethnologen und Sozialanthropologen zu lernen. Jedoch sind Interdisziplinarität und Multikausalität kein Allheilmittel gegen „Fachidiotentum“ und eingleisigen Reduktionismus. Sie kann jedoch verhindern, daß beispielsweise frustrierte Ethnologen, die mit offenen Interviews mit fünf Informanten, von denen vier verschwägert sind, aus der Feldforschung zurückkehren, ihr unzureichendes Material dann statistisch aus- und aufwerten.

Einige zentrale Probleme der empirischen Gewaltforschung sollen kurz an drei aktuellen Sammelbänden, die sich aus unterschiedlicher Perspektive mit dem Thema befassen, verdeutlicht werden.

Der ethnologische Sammelband „Krieg und Kampf. Die Gewalt in unseren Köpfen“, 1996 von Erwin Orywal und anderen herausgegeben, stellt, ohne präntiösen Anspruch auf wissenschaftliche Originalität, eine kurze Bestandsaufnahme der ethnologischen Gewaltforschung in der deutschen Wissenschaftslandschaft vor. In Abgrenzung zur biologischen Anthropologie und der Ethologie soll es hier um die Analyse des kulturspezifisch modellierten, individuellen Aggressionspotentials gehen, wobei zwischen den Ursachen der Konfliktentstehung und denen der Wahl unfriedlicher Mittel in der Konfliktaustragung unterschieden wird. Die kulturelle Disposition in den Köpfen der Menschen ist demnach die entscheidende proximate Ursache der Gewalt, wobei als ultimate Ursache von Aggression ihre Funktion zur Sicherung des Überlebens vorausgesetzt wird; auf dieses Potential kann in Konfliktsituationen als eine Handlungsoption unter anderen zurückgegriffen werden (Orywal 1996, S. 38f.).

Fazit dieser kulturalistischen Ursachenforschung der Gewalt ist dann: „Je umfassender sich eine strukturelle Kriegsfähigkeit in einer Gesellschaft gestaltet, desto wahrscheinlicher ist auch eine positive Rechtfertigung der Anwendung kriegerischer [...] Gewalt“. Die kulturspezifische ideologische und symbolische Verfaßtheit einer Gesellschaft wird daneben

---

<sup>3</sup> Hier zusammenfassend für gesellschaftswissenschaftliche Erklärungsdiskurse gebraucht.

<sup>4</sup> Originell und radikal argumentiert hierzu Bruno Latour, wenn er seinen Entwurf einer symmetrischen Anthropologie mit der Ethnographie von Netzwerken, wie z.B. der Pariser Metro, verbindet (siehe Latour 1995, u.a. S.134 ff.).

als prägend für Gewaltprozesse und -erscheinungen angenommen. Und so schließt das Programm des Buches dann auch mit einer Formulierung dessen, was kritisch als die Essenz des sozialpädagogischen Standpunktes der Gewaltursachenforschung benannt werden kann: „Solange in Kulturen positiv bewertete Überzeugungen zur Anwendung von Gewalt in Konfliktsituationen bestehen [...], seien sie als sprachliche, visuelle oder strukturelle Vorbilder vorhanden, wird Gewalt und Krieg nicht auf den Abfallhaufen der Geschichte zu verbannen sein“ (ebd. S. 41).<sup>5</sup> Entsprechend der programmatischen Konzentration auf die spezifischen kulturellen Ursachen von Gewalt gehen die Beiträge – obwohl die Mehrzahl der Verfasser ethnographisch im gewaltoffenen Kontext gearbeitet hat – nicht vom konkreten Gewaltphänomen aus, sondern leiten gewalttätige Konfliktstrategien im wesentlichen aus dem ab, was Karl Marx vor eineinhalb Jahrhunderten als den ideologischen Überbau einer Gesellschaft bezeichnet hat. Da jenseits des sozialpädagogischen Anspruchs in der Einleitung (die gewaltfreie Gesellschaft durch gewaltfreie Köpfe) kein Versuch unternommen wird, durch den Vergleich der (teilweise exzellenten) Einzelstudien von kulturellen Dispositionen allgemeine Aussagen über die Rolle der gewalttätigen Handlungsoption in menschlichen Gesellschaften zu entwickeln, bleiben die Beiträge unverbunden nebeneinander stehen.<sup>6</sup>

Kontrovers und mit dem erklärten Ziel der Theoriebildung thematisiert der von Jonathan Haas 1990 herausgegebene Seminarband „The Anthropology of War“ kollektive gewalttätige Konfliktlösungsstrategien von Menschen. In dem Band treffen Analysen aufeinander, die von konkreten Fallstudien (überwiegend Feldforschungen) offen oder latent gewalttätiger Auseinandersetzungen auf allgemeine, falsifizierbare Thesen über die Grundlagen des Krieges<sup>7</sup> schließen (s. Beitrag von Robarchek, S. 56). Es stehen sich dabei die jeweils nicht neuen materialistisch-ökologischen, biokulturellen und historischen Positionen gegenüber, also knapp zusammengefaßt, die Hervorhebung der kulturellen Organisation begrenzter materieller Ressourcen, der kulturellen Umwelanpassung bzw. der historischen Kontextualisierung mit dem Akzent auf Chancen und Motivationen von Akteuren.

Der Band erscheint vor allem aus zwei Gründen für unseren Diskussionsgegenstand, die empirische Gewaltforschung, von Interesse zu sein: Zum einen greifen die Autoren auf ethnographische Beobachtung von kriegerischen Konflikten zurück, um daran die Tauglichkeit abstrakter Theorien zu testen. Die Definition von Krieg berücksichtigt in diesem Verständnis der Sozialanthropologen dabei eher die Zustände in den poststaatlichen gewaltoffenen Räumen,<sup>8</sup> als es ein politologisches Verständnis von Krieg leisten kann, gerade

---

<sup>5</sup> Für eine aufschlußreiche, kontroverse Diskussion der Unterstellung einer kausalen Verbindung zwischen symbolisch repräsentierter Gewaltplausibilität und tatsächlicher Gewaltorganisation für (angeblich) religiös motivierte Gewalt anhand empirischer Forschung siehe Juergensmeyer 1992, insbes. S. 1-9.

<sup>6</sup> Hervorzuheben sind die Beiträge von Günter Schlee, Bernt Glatzer und Thomas Scheffler: In seiner Studie aktueller Konfliktkonstellationen in Südäthiopien bleibt Schlee einer Gewaltursachenforschung in Orywals Sinne verhaftet. Er hebt historisch eingefahrene Traditionen, wie das Prestige des Töters im Altersklassensystem, hervor, kritisiert die Unterstellung von Rationalität in Gewalthandlungen und erwartet von den Sozialwissenschaften zur Konfliktschlichtung beizutragen, indem sie den Konfliktakteuren die Willkür ihrer selektiven und konstruierten Freund/Feind Abgrenzungen aufzeigen. Auch Glatzer zeigt für Afghanistan das prestigevolle Ideal des Kämpfers auf, ordnet es aber in den Lebenszyklus des Mannes ein und stellt es gegen das ebenfalls prestigevolle Ideal des besonnenen, verantwortungsvollen Erwachsenen. Im Spannungsfeld zwischen den symbolischen Prestigebezugspunkten des Kriegers bzw. Schlichters können hieraus keine eindeutigen Handlungsimperative in Konflikten abgeleitet werden. Scheffler stellt in seiner Gegenüberstellung von symbolischer und praktizierter Gewaltwirtschaft des palästinensischen Widerstandes eine kurzfristig unterstellte kausale Verbindung von symbolisch gefaßter und praktisch angewandter Gewalt überzeugend in Frage.

<sup>7</sup> Untertitel des Seminars, das der Veröffentlichung vorausging. Im englischen Original eindeutiger: *sources of war*, im feinen Unterschied zu der vorher angesprochenen Gewaltursachenforschung.

<sup>8</sup> Ich beziehe mich auf die Definition von gewaltoffenen Räumen in Abwesenheit eines eindeutigen staatlichen Gewaltmonopols (in Abgrenzung also zu den gewaltfreien Räumen, denen Norbert Elias im Prozeß

weil Clark McCauley in seinem einleitenden Überblick auf die Tradition der vorstaatlichen ethnologischen Kriegsdefinitionen zurückgreift.<sup>9</sup> Daher können eine Vielzahl kollektiver Gewalthandlungen jenseits der staatlich institutionalisierten Gewalt des (modernen) Krieges behandelt werden. Zum zweiten wird die methodische Trennung von Ursachen für den Ausbruch von Gewalt und von Bedingungen für die Fortsetzung von Gewalthandlungen vorgeschlagen. Ist die von Erwin Orywal vertretene Erforschung von kulturellen oder gesellschaftlichen Ursachen von Gewaltanwendung für den Gewaltausbruch unter Umständen aufschlußreich, so können die Prozesse von fortlaufender, sich eigendynamisch organisierender Gewalt so nicht mehr erfaßt werden.<sup>10</sup> Gewalt markiert demnach typisch (doch nicht notwendigerweise) eine systemische Trennlinie, jenseits der die Regeln, die zu dieser Grenze führten, nicht mehr erklärungsrelevant sind.

Festzuhalten bleibt, daß es trotz dieser Trennung den Autoren des Sammelbands in der Auseinandersetzung mit dem Phänomen gewalttätiger menschlicher Aktion vor allem um die Untersuchung der gesellschaftlichen, materiellen, biologischen und ökologischen Ursachen von Gewalt geht. Gewalt wird als etwas gesehen, das immer jenseits ihrer selbst verursacht ist.

In der programmatischen Einleitung zu dem von ihm 1997 herausgegebenen Sammelband *Soziologie der Gewalt* fordert Trutz von Trotha eine phänomenologische Gewaltsoziologie, die Gewalt in der Nachfolge Popitz' als „... Machtaktion, die zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer führt...“ (Popitz 1992, S. 48, zitiert nach Trotha 1997, S. 14) definiert, mit empirischen Methoden nahe am Subjekt untersucht, vermittels des ethnologischen Konzeptes der dichten Beschreibung darstellt und diese letztlich im Sinne der *grounded theory* konzeptuell kodiert.

Eine so formulierte Soziologie der Gewalt, die das ätiologische *Warum?* durch das phänomenologische *Wie?* ersetzt, grenzt von Trotha (und in Erweiterung der Einleitung dann Birgitta Nedelmann) von zwei gängigen Richtungen in der Gewaltsoziologie ab, die als *mainstream* bzw. innovativ bezeichnet werden.

Als *mainstream* wird die überwiegende Anzahl der soziologischen Äußerungen über Gewalt zusammengefaßt, die sich nach von Trotha dadurch auszeichnen, daß sie sich mit den Ursachen von Gewalt und eben nicht mit Gewalt selbst beschäftigt haben. Diese Ignoranz gegenüber der Gewalt als eigenständigem Phänomen unterstellt er dabei der gesamten Wissenschaftsgeschichte der Soziologie seit Karl Marx. Trutz von Trotha sieht die theoretische Wende hin zu einer genuinen Gewaltanalyse bei der phänomenologischen Anthropologie der Gewalt Canettis und der soziologischen Anthropologie der Macht Popitz' gekommen, die er als Leittheoreme für weiterführende Gewaltforschung gebraucht (ebd., S. 16).

Die bisherige Gewaltforschung hält von Trotha aus vier Gründen für fruchtlos (ebd., S. 16-20):

---

der Zivilisation zentrale Bedeutung beimißt) bei Elwert 1995, S. 123 f.. Weiterführend zu gewaltoffenen Räumen in Zerfallsprozessen vgl. auch Peter Waldmann 1996, S. 343 ff. und ders. in Trotha 1997, S. 141 ff.

<sup>9</sup> Für eine Gegenüberstellung der politologischen und sozialanthropologischen Kriegsdefinition siehe Orywal 1996, S. 17 f..

<sup>10</sup> An dieser Grenzlinie scheitern auch die spieltheoretischen Erklärungsmodelle für Gewalt: Können sie vernünftige Aussagen über die Plausibilität von Gewaltinitiativen treffen, scheitern sie an den eigendynamischen gesellschaftlichen Prozessen im gewaltoffenen Raum (zum spieltheoretischen Erklärungsansatz von tribalen Kriegen siehe Helbling 1995). Peter Waldmann versucht das Problem der Eigendynamik von Gewaltprozessen und die oszillierende Geschichtsmächtigkeit von Struktur und Akteur in solchen Prozessen in einem Dreiphasenmodell zu lösen, in dem - grob vereinfacht - zwischen der Phase der schleichenden Verselbständigung von informellen Gewaltorganisationen, der Etablierung eines Kriegsherrensystems (anomische Gewalt) und der Veralltäglichsung bzw. Vermarktung von Gewalt unterschieden wird (siehe Waldmann 1995).

1. Die Soziologie der Ursachen von Gewalt hat keine Entdeckungsrelevanz mehr und erfindet das Rad immer wieder aufs neue.
2. Es handelt sich dabei weitgehend um eine Faktorensoziologie mit dem Grundsatz der Multikausalität, bei der alle möglichen Faktoren zu jeder Zeit an jedem Ort zu irgendeiner Form der Gewalt führen könnten. Dabei dominieren die nebulösen Assoziationspfühle der Defizit- und Vulkanvorstellung von Gewalt.
3. Die *mainstream*-Soziologie der Gewalt weist Tätern, Opfern und Zuschauern in Gewaltprozessen die Rolle des „verantwortungsunfähigen Deppen“ zu.
4. Eine Soziologie der Ursache von etwas ist noch keine Soziologie der Sache selbst. Die *mainstream*-Gewaltforschung ist demnach eine diffuse Aufsichtung all dessen, was in einer Gesellschaft, vom biederen Standpunkt aus besehen, irgendwie nicht in Ordnung zu sein scheint.

Die Abgrenzung zu den sogenannten Innovatoren der Gewaltforschung fällt weniger deutlich aus, da in der Definition des Forschungsgegenstandes (hier der eng gefaßte, körperliche Gewaltbegriff) und in der Ergebnisdarstellung (die dichte Beschreibung) starke Affinitäten bestehen – nicht zuletzt ist einer der Hauptvertreter dieser Richtung, Wolfgang Sofsky, mit einem Beitrag in von Trothas Sammelband vertreten.<sup>11</sup>

Die Abgrenzungsbemühungen der Vertreter des dritten Weges, einer angeblich genuinen Soziologie der Gewalt, gegenüber den Innovatoren, beziehen sich auf

1. die Beschränkung dieser auf extreme Gewaltformen, wie Konzentrationslager, Genozide und Massaker;
2. die Beschränkung auf dichte, empathische Beschreibung, ohne den so entstehenden „Text“ nach soziologischen Grundbegriffen zu untersuchen (oder konzeptuell zu kodieren);
3. die daraus folgende Ästhetisierung von Gewaltphänomenen, die dem Kunstwerk mitunter näher ist als der wissenschaftlichen Analyse. Diese verschließt sich sowohl der Frage nach dem Sinn von und in Gewaltprozessen, als auch der Frage nach dem Sinn von Gewaltforschung jenseits der Rezeption als expressionistischem Kunstwerk.

Damit sind die zentralen Schwächen der konventionellen und der neuen soziologischen Gewaltforschung benannt. Schwieriger gestaltet sich die vorbehaltlose Zustimmung zu einer anthropologisierten, soziologischen (oder schlichter: sozialanthropologischen) Gewaltforschung als Lösung der genannten Probleme gerade aus ethnologischer Perspektive.

Der zentrale Vorbehalt bezieht sich auf die methodischen Voraussetzungen für die von Trutz von Trotha favorisierte dichte Beschreibung. Um den vielschichtigen, kontextreichen, deskriptiven Text zu verfassen, der die dichte Beschreibung in ihrer Essenz ist, bietet sich die ethnographische Methode der teilnehmenden Beobachtung an. Dies gilt besonders, sofern Anschaulichkeit und Nuancenreichtum nicht im Rückgriff auf die Phantasie des Forschers erzeugt werden sollen, bzw. nicht die Möglichkeit besteht, auf eine dichte Beschreibung erster Ordnung (vom Informanten selbst) zurückzugreifen.<sup>12</sup>

---

<sup>11</sup> Die Vertreter dieser Forschungsrichtung sind nach Birgitta Nedelmann um die Zeitschrift *Mittelweg 36* des Hamburger Instituts für Sozialforschung gruppiert.

<sup>12</sup> Bei Clifford Geertz ist die dichte Beschreibung gleichbedeutend mit der Gesamtheit der ethnographischen Methoden, die eingebettet in eine teilnehmende Beobachtung zur Anwendung kommen (siehe Geertz 1991, S. 10, 15).

Es fällt auf, daß in dem genannten Sammelband das Problem der empirischen Untersuchungsmethoden einer neuen, genuinen Gewaltforschung kaum berücksichtigt wird (die allgemeine Forderung von Birgitta Nedelmann nach pluralistischen Methoden streift dieses zentrale Problem nur), und auch die wenigen ernsthaften Versuche, sich dem Problem einer empirischen, ethnographischen Gewaltforschung dort zu stellen, wo Gewalt stattfindet, tauchen in der Literaturliste nicht auf.<sup>13</sup> Möglicherweise liegt diese Auslassung darin begründet, daß die Erfahrungen von Forschern, die freiwillig oder unfreiwillig ethnographisch im gewaltoffenen Kontext gearbeitet haben, oft gerade in bezug auf die hohen Erwartungen an die Ethnographie ernüchtern. Die Vermittlung von Authentizität, von intimer, facettenreicher Kenntnis menschlicher Lebenswelt, ist für den Feldforscher, der in seiner Ausbildung mit dem prestigebehafteten Image der Objektivität eines methodisch geschulten Zeugen ausgestattet wurde, unter Gewaltbedingungen ein heikles Unterfangen. Die prinzipiellen Einschränkungen eines positivistischen Erkenntniswertes der Ethnographie, nämlich Subjektivität, Interferenz und eingeschränkte Überprüfbarkeit, sind in Gewaltsituationen potenziert.<sup>14</sup> Zugespißt gesprochen wird im Gemetzel nicht Tagebuch geführt, sondern mit den anderen Beteiligten überlebt oder gestorben, und nach dem Gemetzel ist man ebenso wie alle anderen Beteiligten engagiert in Sinnübungen, Heilungsprozessen bzw. Verdrängungsstrategien, die in ihrer Eigenart von den biographischen und kulturellen Dispositionen des Einzelnen bestimmt sind. Für den wissenschaftlich vorbelasteten Menschen kann das dann der Versuch sein, die Eindrücke, Erfahrungen und Informationen systematisch auszuwerten.<sup>15</sup>

Wird eine Gewaltforschung gefordert, die sowohl induktiv als auch deduktiv vorgeht, also Gewaltphänomene nicht von vornherein als Randbereich fehlgesteuerter gesellschaftlicher Organisationsformen erklärt, sondern auch von der konkreten Gewaltsituation auf größere gesellschaftliche Zusammenhänge schließt, dann ist diese Methodenkritik an der Ethnographie zu berücksichtigen.

## **Auf der Suche nach dem richtigen, dem wahren und dem guten Sprechen über Gewalt**

Neben den methodentypischen Einschränkungen der Ethnographie, die im Rahmen der Feldarbeit in gewaltoffenen Räumen verstärkt zum Tragen kommen, muß noch auf ein

---

<sup>13</sup> Z.B. der Sammelband „Fieldwork under Fire“, Nordstrom & Robben 1995. Die Texte in dem Sammelband sind weniger aufgrund ihrer oft wertenden und manchmal selbstdarstellerischen Thematisierungen von Gewalt interessant, als vielmehr durch die ernstgemeinte Forderung „... that the ontics of violence - the lived experience of violence - and the epistemology of violence - the ways of knowing and reflecting about violence - are not separate“. Die darin angedeutete Aussage über Chancen und Grenzen der ethnographischen Gewaltforschung werden weiter konkretisiert: „Understandings of violence *should* undergo a process of change and reassessment in the course of fieldwork and writing because it is not only unrealistic but dangerous as well to go to the field with ready-made explanations of violence so as to ‘find truths’ to support our theories“ (S. 4, Hervorhebungen der Autoren).

<sup>14</sup> Zu ergänzen ist hier noch der Hang des Ethnographen, mit seiner selektiven Kenntnis der alltäglichen Kommunikationssysteme, sein Augenmerk gerade auf die am exotischsten erscheinenden Aspekte der Gesellschaft, in der er arbeitet, zu richten (vgl. Çağlar 1990, S. 12-13, sich beziehend auf Keesing 1988). Die Versuchung, dem „Orientalismus“ in der ethnographischen Gewaltforschung zu verfallen und Gewaltsituationen zu dramatisieren, ist schon deshalb in besonderem Maße gegeben, weil die meisten Forscher aus einem Gesellschaftsbereich kommen, dem Gewalt und körperlicher Schmerz fremd ist.

<sup>15</sup> Soziologisches *world-making* kann in dieser Hinsicht als Heilungsprozeß nach der ordnungsgefährdenden Gewalterfahrung verstanden werden. Zu Heilungsstrategien nach kollektiven Gewalterfahrungen vgl. Schmidt 1996.

besonderes und ein allgemeines Problem dieser Methode unter Gewaltbedingungen hingewiesen werden: Die Abgrenzung zur *action anthropology* und die Relativierung von liebgewonnenen Denkgeboten des Wissensmarktes.

*Action anthropology* wird eine umstrittene Methode der Feldforschung genannt, die den Akzent der teilnehmenden Beobachtung auf „eingreifende“ Beobachtung verlegt. Ungeachtet der Tatsache, daß die Grenzen zwischen beiden Eigenschaften der Beobachtung im Feldforschungsalltag fließend sind (es gibt keine teilnehmende Beobachtung ohne eingreifende Wechselwirkungen), muß deutlich gemacht werden, daß *action anthropology* für empirische Gewaltforschung von Konfliktmediation (was informell im Rahmen von Fehden, die institutionalisierten Aushandlungsspielraum über Vermittler zulassen, vorkommt) über entwicklungspolitisch-feministisches Engagement bis hin zu kriminellen und kriegerischen Handlungen alles heißen kann. Der Wissenschaftler wird in jedem Fall selbst zu einem seiner besten Informanten und muß sich den gleichen Zweifeln an seiner Glaubwürdigkeit stellen, wie andere engagierte Informationsprofis, z.B. Agenten, Kommissare oder V-Personen, auch.

Das Problem der Relativierung von anerkannten Denkgeboten ist verzwickter. Die wissenschaftlichen Veröffentlichungen zum Thema Gewalt der letzten Jahre vereint jenseits aller Unterschiede ein weitgehender Konsens zu folgenden Denkgeboten, deren Einhaltung keiner argumentativen Begründung mehr bedarf:<sup>16</sup>

1. Gewalt ist schlecht.
2. Empathie gilt, wenn erwünscht, den Opfern von Gewalt.
3. Die Folgenarmut sozialwissenschaftlicher Gewaltforschung hinsichtlich der Gewaltvermeidung und -eindämmung ist, sofern sie konstatiert wird, zu beklagen und resignativ zur Kenntnis zu nehmen. Andernfalls bleibt es Aufgabe der Forschung, zur Gewalteinämmung beizutragen.
4. Positivistische Beschreibung von Gewalt als facettenreiches, ontologisches Phänomen und Erklärungen ohne Indiz auf Eindämmungsoptionen bzw. inszenierte Resignation sind nicht *politically correct*.

Diese Gebote gelten unterschwellig auch für Publikationen, die, wie im hier besprochenen Falle, in theoretischen Vorworten phänomenologische Gewaltforschung verlangen - immer dann, wenn nach der moralischen Rechtfertigung der Forschung gefragt wird. Dabei entsteht ein offensichtlicher Widerspruch: Gefordert wird eine unmittelbare, nicht-reduktionistische Auseinandersetzung mit und Thematisierung von Gewalt, wobei gleichzeitig der Versuch unternommen wird, die Konsequenzen daraus, nämlich ein normativ neutrales, komplexes *describing and explaining of violence*, zu kontrollieren.

Nimmt man hingegen die von den Vertretern einer genuinen Gewaltforschung geforderte Perspektivenumkehr in der Praxis ernst, so werden sich die Verwalter von wissenschaftlichem Prestige in ihren Schreibtischsesseln mit dichten Beschreibungen über Gewalt auseinanderzusetzen haben, welche selten klare Zuordnungen von Tätern, Opfern und Zuschauern treffen, das konstruktive Potential von Gewalt neben destruktiven Wirkungen berücksichtigen, Euphorie neben Leid und Verzweiflung veranschaulichen und ggf. sogar Empathie mit Tätern zustande bringen könnten.

---

<sup>16</sup> Folgt man Hans Joas in seiner Auffassung, daß die Reinigungsarbeit der Moderne, die Gewalt aus dem „modernen“ Selbstverständnis von Gesellschaft verdrängt hat, die wesentliche Markierung der Grenze zu den asymmetrisch gedachten *unmodernen Anderen* ist, dann sind die hier genannten wissenschaftlichen Selbstgänger eine hartnäckige Spätfolge dieser (längst entlarvten) Reinigungsarbeit (vgl. Joas 1996; zum Begriff der Reinigungsarbeit der Moderne siehe auch Latour: 1995).

Noch ist es aber anscheinend schwierig, sich im gewaltoffenen Kontext zu bewegen, ohne sich selbst und der relevant erscheinenden Wissenschaftsklientel von vornherein glaubhaft zu versichern, man wisse, wer *die Guten* und wer *die Bösen* sind und könne sein *describing and explaining* den Geboten entsprechend kontrollieren.

Entscheidend ist, daß jeder Feldforscher in den von ihm untersuchten Gesellschaften bzw. Teilgesellschaften auf Gewalt – zumeist wenig sensationell als funktionales Alltagsphänomen – trifft.

Im Unterschied zu den theoretischen Konstrukten, die Gewalt jenseits der alltäglichen gesellschaftlichen Einbindung wenig differenziert ästhetisieren und zur existentialistischen, ultimativen Erfahrung stilisieren, erscheint im Feldforschungsalltag das Bedürfnis von Menschen nach Risikoerleben und *action*<sup>17</sup> weniger ein Bedürfnis nach unmittelbarer Gewalt zu sein, als nach dem Spiel mit sich auflösenden bekannten Grenzen und der Entstehung von neuen Regeln und Zuordnungen in kultur- und gesellschaftstypisch hierfür offengelassenen, liminalen Bereichen.<sup>18</sup> Durch die Ausschüttung von Adrenalin kann diese zentrale Funktion dann auch von den Beteiligten leicht zur essentialistischen Gewalterfahrung verklärt werden.

Die Forderung nach einer phänomenologischen, deskriptiven Betrachtung von Gewalt ist an sich schon nicht *politically correct* und das nicht nur in den „westlichen Gesellschaften“. Das nüchterne, beschreibende Sprechen über Gewalt wird emisch und etisch deshalb als gefährlich empfunden, weil es extreme Handlungen von Menschen benennt, die zumeist über den moralisch erfaßten Alltag von Gesellschaften hinausreichen. Dabei ist es gleich, ob dieser liminale Bereich positiv (z.B. als Transformationsraum des Erwachsenwerdens oder „Schule der Nation“) oder negativ (z.B. als *outlaws*, *hooligans* oder Banditen) gesellschaftlich konnotiert ist – neutral darf er nicht sein. In der ethnographischen Beschreibung von Gewaltphänomenen in anderen kulturellen Systemen ist dies besonders kritisch, da nicht auf die geübten, typischen Selbstverständlichkeiten, Auslassungen und Relevanzkriterien der heimischen Umgebung des Feldforschers zurückgegriffen werden kann.

Einem hiermit verbundenem Problem müssen wir, die wir trotz aller Vorbehalte über die Gewalt und den Schmerz der Anderen sprechen, uns stellen, und ich möchte dies anhand der eigenen Feldarbeit verdeutlichen: Schon in Georgien wurde ich immer wieder darauf hingewiesen, daß viele Ausländer, die georgische Gastfreundschaft genossen haben und dann über das Land publizieren, nicht *wahr* und *gut* berichten. Nur langsam wurde mir klar, daß mit diesen Begriffen vor allem gemeint ist, daß die Ehre der Menschen, über die geschrieben wird und der kollektiv vorgestellte Stolz der Gesellschaft nicht angetastet bzw. verletzt werde.<sup>19</sup> Spricht man über Gewaltphänomene und gesellschaftliche Auflösungserscheinungen ist es nicht einfach, dieser Forderung gerecht zu werden. Auf den Punkt brachte die Erwartungshaltung der georgisch-deutsche Schriftsteller Giwi Margwelaschwili, als er von meinem Forschungsgegenstand erfuhr. Aufgebracht sagte der ehrwürdige ältere Herr zu mir:

---

<sup>17</sup> Vgl. hierzu allg. Goffman 1971, S. 164 ff., auch Sutterlüty 1998, S. 29f..

<sup>18</sup> Jenseits solcher systemisch unverregelten Bereiche einer Gesellschaft (den einige Autoren zurecht in die Kulturdefinition als *Synkretismus* aufgenommen haben, wie Elwert 1996, S. 57 f. sich beziehend auf Çaglar 1993 und 1995) wird Gewalt nach dieser Argumentation eher als eindeutig auflösend, chaotisch und unerträglich erlebt, denn als essentialistisches und verbindendes Erleben von Extremsituationen. Voraussetzung ist der Rahmen, der das Chaos zur - wenn auch riskanten - Inszenierung macht (vgl. Balint 1959, S. 20 f. zu den Bedingungen der Angstlust; auch Dubet in Trotha 1997, insbes. S. 221-224 über soziale Kontrolle und geduldete Abweichung in integrierten Gesellschaften).

<sup>19</sup> Zu den Begriffen der Ehre, der Wahrheit und des guten Sprechens siehe Teil II., Kapitel 2.2. in der vorliegenden Arbeit.



„Warum beschäftigst Du Dich mit Schattenseiten einer Gesellschaft, die es überall gibt. Beschäftige Dich lieber mit der georgischen Gastfreundschaft, die Dir zuteil wurde“.<sup>20</sup>

Wenn Journalisten und Wissenschaftler über die Gewalt der Anderen sprechen, sind sie oft geneigt, Chaos dort zu unterstellen, wo die Betroffenen sinnvolle Ordnung sehen, bzw. Rationalität dort zu vermuten, wo hingegen Gewalterscheinungen als anomisch und sinnlos empfunden werden. Da nicht davon ausgegangen werden kann, daß die Betroffenen immer mehr Recht haben, als der außenstehende Beobachter (und vice versa), muß die empirische Gewaltforschung methodisch streng zwischen den Ebenen der Informationserhebung, der deskriptiven Präsentation der Informationen und der Interpretation oder Analyse des Materials unterscheiden, wobei auf diesem Weg vom emischen Gewaltdiskurs (an dem der Forscher immer nur begrenzt teilnimmt) hin zum etischen wissenschaftlichen Sprechen (das unter anderen Erfolgsbedingungen funktioniert) die ebenenspezifische Selektionsarbeit des Wissenschaftlers berücksichtigt werden muß und durchschaubar bleiben sollte.

Um diesem Ziel näher zu kommen, wurden in einem ersten Schritt drei Ebenen in dieser Arbeit in selbständige Blöcke geordnet: deskriptive Beschreibung, interpretative Analyse und der Bezug zu Theorieannahmen. Dem erstrebenswerten Ziel, die Eigendynamik der Informationserhebung für den Leser systematisch durchschaubar zu machen, konnte nicht konsequent genüge getragen werden – ein Problem, das sich der Ethnographie als Methodenbündel allgemein stellt. Ein zukünftiger Schritt in Richtung einer Reduktion dieses Problems eröffnet unter Umständen die multimediale und interaktive Präsentation von unmittelbaren ethnographischen Quellen (Interviews, Photos, Videosequenzen, Diktaphonaufzeichnungen und Tagebuchauszüge) auf CD-ROM. Diese Arbeitsweise hätte allerdings den vorgesehenen Rahmen einer Magisterarbeit gesprengt und muß für die weitere Aufarbeitung des Forschungsmaterials aufgeschoben werden.

---

<sup>20</sup> Im Rahmen eines Treffens bei dem Liedermacher und Übersetzer Eckehard Maaß im Anschluß an das Zweite Deutsch-Georgischen Symposium am 11.05.1997 in Berlin.

# I. Einleitung

## 1. Thema, Fragestellung und Methoden

### 1.1. Phänomene und Funktionen: Gewalt und Recht in postsowjetischen Schattenwelten Georgiens

Die vorliegende Arbeit stellt ethnographisch gewonnene Informationen zur informellen Organisation von Gewalt und Recht in relevanten Teilräumen der georgischen Gesellschaft vor und interpretiert diese. Dabei wird als Annahme zugrunde gelegt, daß der soziale Umgang mit Gewalt als einer potentiellen Alltagsressource ein charakteristisches Organisationsmerkmal einer Gesellschaft ist; Gewalt steht in nahezu jeder Situation Menschen als Handlungsoption zur Verfügung und die zivilisatorische Leistung einer jeden Kultur besteht darin, diese Option systematisch zu begrenzen, zu kanalisieren und zu konzentrieren.

Weiter wird davon ausgegangen, daß diese sozialen Umgangsformen relevant sind für alle Teilbereiche der Gesellschaft, wobei die Relevanz besonders dort sichtbar wird, wo die offiziellen gewaltverregelnden Institutionen zusammenbrechen oder dramatisch an Funktionalität einbüßen. Diese Bedingungen waren in Georgien durch den weitreichenden Zusammenbruch staatlicher Infrastrukturen in der Zeit von 1990 bis 1995 gegeben.<sup>21</sup> In diesem Zusammenhang sind auch die in der Arbeit verwendeten Begriffe *informelle Institutionen* und *Schattenwelten* zu verstehen: Gegenstand der Untersuchung sind organisierte Gesellschaftsbereiche jenseits bzw. im inoffiziellen Schattenbereich staatlicher Institutionen.

Gewalt wird eng umgrenzt als Zwang mit physischen Mitteln unter Inkaufnahme zerstörerischer Wirkung gefaßt. Zum einen wird damit dem emischen Gewaltbegriff (georgisch: *dzaladoba*, vgl. engl. *violence*, bzw. *dzaldat<sup>o</sup>aneba* aus *dzal* = Kraft, Gewalt im Sinne von *force* und *dat<sup>o</sup>aneba* = Zwang; siehe Anhang 1, Transkriptionen) Rechnung getragen, und zum anderen soll der Forschungsgegenstand von undeutlichen Begriffen wie struktureller Gewalt und psychischer Gewalt abgegrenzt werden.<sup>22</sup>

Gewalt hat im hier vertretenen Verständnis immer eine körperliche Qualität, und es gilt, neben der Qualität der Gewalt selbst, die Situationen, Strukturen, semiotischen Systeme und materiellen Voraussetzungen zu untersuchen, die Gewaltanwendungen entweder plausibel machen, oder aber einhegen, kanalisieren, einbinden oder ausgrenzen. Gewalt wird dabei nicht von vornherein pejorativ verstanden, etwa im Sinne der schlechtesten Art von Problemlösungsstrategien in einer Gesellschaft. Gewalt hat immer einen schädigenden Aspekt, doch muß dieser Aspekt nicht schon ihre Wirkung ausschöpfen. So kann Gewalt sowohl Folge von als auch Auslöser für Innovation sein; sie kann sowohl eine stabilisierende als auch destabilisierende Wirkung auf Gruppen haben; sie kann von den Involvierten als positiv oder negativ gesehen werden.

---

<sup>21</sup> Zu den vier Phasen der gesellschaftlichen Entwicklung in Georgien im Zusammenhang mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion (SU) und der nationalen Unabhängigkeit Georgiens siehe Nodia Mai 1997. Weiterführend auch ders. 1996 und Gachechiladze 1996, S. 24-36 (Dokumente, die im Internet einzusehen sind, wurden in der Literaturliste unter dem bei Druck der Arbeit gültigen URL angegeben).

<sup>22</sup> Nach dem hier vertretenen Verständnis gibt es zwar spezifisch strukturierte Situationen, die spezifische Gewaltformen besonders plausibel machen, bzw. Gewaltformen, die in der hingenommenen (oder beabsichtigten) Zerstörung besonders die Psyche betreffen. Es erscheint wenig sinnvoll, im einen Fall eine prägende Voraussetzung, im anderen Fall eine spezifische Folge der Gewalt, ihr selbst als definierende Qualität zuzurechnen. Ohne Not und ohne Erkenntnisgewinn werden so die Grenzen zwischen Zwang, Macht, Zerstörung und Gewalt verwischt.

Entgegen der in den Sozialwissenschaften verbreiteten deduktiven Methode der Analyse von Gewaltphänomenen, die Plausibilität vor allem aus einer Untersuchung der angeblichen Ursachen von Gewalt erzeugt, wird induktiv von der konkreten Gewaltsituation auf gesellschaftliche Zusammenhänge geschlossen. Methodisch bietet sich für diese Umkehrung der Perspektive im Idealfall die teilnehmende Beobachtung (also ein möglichst systematisiertes Erleben)<sup>23</sup> in der Materialerhebung und die dichte Beschreibung (nach Geertz 1995) in der Darstellung von Gewaltsituationen an.

Recht wird in dieser Arbeit als ein Derivat des Umgangs einer Gesellschaft mit Gewaltchancen gesehen. Im abendländischen Verständnis ist der Begriff des Rechts eng an den des Gesetzes gekoppelt und hat einen ambivalenten Zug: Er bezeichnet sowohl eine normative Landkarte mit Informationswert für die Mitglieder einer Gesellschaft als auch ein zentrales Steuermittel in den Händen einer Regierung. Recht berührt demnach beide Bereiche – allgemein anerkannte Standards und erzwungene Regulierung. Der erste Bereich kann als *Ordnung*, der zweite als *Herrschaft* gefaßt werden.<sup>24</sup>

Im vorliegenden Beitrag kommt vor allem der Aspekt der *Ordnung* zum Tragen, da sich die betrachteten Institutionen jenseits staatlicher Herrschaft definierten und über einen erheblichen Zeitraum der Feldforschung auch in Abwesenheit der einschlägigen staatlichen Instanzen (Institutionen, die Anspruch auf ein Gewaltmonopol durchsetzten und legitimes Recht verwalten) funktionierten.

Da die betrachteten Rechtskonzepte aber aus einer Lebenswirklichkeit von Menschen entwickelt werden, die ihrerseits stark von den Institutionen sowjetischer Staatlichkeit geprägt war, kann der Aspekt der *Herrschaft* nicht ganz vernachlässigt werden, wenn auch die Staatsgewalt in der überwiegenden Zahl der präsentierten Disputprozesse nicht direkt auf den Plan tritt.

## 1.2. Analytische Filter und Abstraktion: Typische chancenreiche Räume einer postsowjetischen Peripherie

Die Sozialanthropologie fragt nach den gesellschaftlichen und kulturellen Bedingtheiten menschenmöglichen Seins. Sie ist wesentlich eine vergleichende Sozialwissenschaft mit induktiver Vorgehensweise: Material und Quellen werden ethnographisch erfaßt, interpretativ dargestellt und vergleichend auf abstraktere Sinnzusammenhänge der Kultur- oder Gesellschaftstheorien bezogen.

Auf einige prinzipielle und spezielle Tücken dieser Vorgehensweise wurde im Vorspann hingewiesen. Für die sozialanthropologische Fragestellung der vorliegenden Arbeit bedeutet dies aber, daß ein bloßes phänomenologisches Beschreiben und interpretatives Erklären von Feldforschungsergebnissen unzureichend wäre. Das um so mehr, als eine Magisterarbeit keine ethnographische Monographie mit dem Raum für dicht erzählte Geschichten sein kann. Andererseits erscheint es riskant, sich auf allgemeine Aussagen, die über *das Dorf des Ethnographen* hinausgehen, einzulassen, ohne über methodisch und thematisch vergleichbare Parallelstudien in sowjetischen bzw. postsowjetischen Peripherien zu verfügen.

Für den postsowjetischen Raum kommt dem Sozialanthropologen in diesem Dilemma eine neue Generation von Politologen und Soziologen entgegen, die sich im Unterschied zu der

---

<sup>23</sup> Für eine einführende Diskussion der Methoden, die Ethnographie ausmachen, siehe Elwert 1994.

<sup>24</sup> In dieser begrifflichen Einteilung folge ich Simon Roberts; siehe Roberts 1994, S. 962-63.

Mehrzahl der ehemaligen Sowjetologen – jetzt Regionalwissenschaftler – auch für die institutionalisierten Zwischenwelten jenseits der offiziellen, diskursfähigen Institutionen interessiert.<sup>25</sup> In Anlehnung an das Konzept der *hidden transcripts* von James Scott läßt sich feststellen, daß alle drei Disziplinen (die Sozialanthropologie, Soziologie und Politologie) aus unterschiedlicher Perspektive und mit verschiedenen Methoden den Sinnbemühungen und Funktionsbedingungen der Welt hinter dem Vorhang der offiziellen Kommunikation von Ordnung (*public transcript* nach Scott) nachspüren.<sup>26</sup> Scott geht in seiner Argumentation dabei von extremer Machtchancenungleichheit aus. Für das in dieser Arbeit vorgelegte Material erscheint die Frage nach der Ambivalenz von *hidden transcripts* unter spät- oder postsowjetischen Bedingungen relevant: Was geschieht, wenn *hidden transcripts*, die aus einer Situation extremer Machtungleichheit hervorgegangen sind, gleichzeitig in relevanten gesellschaftlichen Teilräumen offizieller Machtdiskurs (*public transcript*) sind oder sogar die offizielle Ordnung, aus der sie hervorgegangen sind, ganz ablösen? Was gemeint ist, läßt sich kurz an der internen Ordnung des sowjetischen Strafvollzuges veranschaulichen: Verhaltensregeln, Ehrenkodex und Kastensystem dieser Welt sind als Reaktion auf die totale Machtungleichheit gegenüber dem Staat als *hidden transcript* zu sehen. Innerhalb dieser Ordnung entstehen wiederum Beziehungen relativer und totaler Unterdrückung: die von der obersten Kaste, der *blatnye*, relativ beherrschte und relativ herrschende Kaste der *mužiki* und total beherrschte Kaste der Unantastbaren, der *petukhi*. Besonders ausgeprägt kopiert sich dieses System wieder innerhalb der Kaste der Unantastbaren. Auch hier gibt es interne Autoritäten mit Macht über relativ und total Beherrschte. Entsprechend entstanden außerhalb des Strafvollzuges in der SU Räume, in denen das *hidden transcript* des Strafvollzuges (die Gesetze der Diebe) dem *public transcript* der Machtorganisation diene.<sup>27</sup>

Vor diesem Hintergrund soll das präsentierte Feldforschungsmaterial zu inoffiziell gewaltverregelnden Institutionen in einem zweiten Schritt nach deren ordnungsstiftender Funktion für die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit hinterfragt werden.

Der Entwurf der *grounded theory* bietet sich hier als methodologischer Leitfaden an, sofern er auf ethnographisch gewonnenes Material übertragbar ist: Nach der induktiven Feldarbeit wird das Material nach soziologischen Schlüsselbegriffen befragt, die dann deduktiv zu Fixpunkten in der Interpretation des Feldmaterials werden.<sup>28</sup> Durch theoretisches *sampling* kann die weitere empirische Forschung fokussiert werden. Der Vorteil dieser Methode ist die Anpassung der Theorie an das Forschungsmaterial, ohne dabei den Anspruch der Theoriebildung und den Versuch, zu falsifizierbaren Verallgemeinerungen zu gelangen, aufzugeben.

Für die teilnehmende Beobachtung der Ethnographie gilt, daß die Orientierungsstrategien des Ethnologen in mancher Hinsicht den theoretischen Anforderungen der *grounded theory* entsprechen, da die Fragestellung im Feld sich immer den jeweils relevant erscheinenden soziologischen Schlüsselbegriffen angleichen sollte. Im eigenen Fall kam der Autor so von

---

<sup>25</sup> Der Politologe Klaus Segbers baut derzeit einen solchen *think-tank* in Sachen postsowjetischer Sozialforschung auf. Die wichtigste Textsammlung des Kreises ist bis dato: Segbers und de Spiegeleire (Hg.) 1995; eine Fortsetzung der Textsammlung ist in Arbeit.

<sup>26</sup> James Scott beschränkt sich auf eine Diskussion der Entstehungsbedingungen und Erhaltungs- bzw. Entwicklungsräume von *hidden transcripts* auf seiten der Machtlosen bzw. Schwachen (s. Scott: 1990; vgl. auch ders. 1985). Nach Scott sind die *hidden transcripts*, also die verdeckten, heimlichen (Ohn-)Machtdiskurse der Schwachen hinter dem Vorhang des öffentlichen Machtdiskurses (*public transcript*), ein Nährboden von (meist passivem) Widerstand, der sich notwendig in Unterdrückungssituationen entwickelt.

<sup>27</sup> Zu den Kasten der sowjetischen Unterwelt siehe Revjako (Hg.) 1996, S. 215-222; Abramkin 1992, S. 90-107; Podlesskix und Terežonok 1994, S. 90ff. und 163ff.; Dikselius und Konstaninov: 1995, S. 28ff. und 41-84; zur Kopie eines Kastensystems in die Kaste der Unantastbaren vgl. Randeria 1992, S. 8ff. Genauer zur sowjetischen Unterwelt siehe Abschnitt II. 2.3. der vorliegenden Arbeit.

<sup>28</sup> Allgemein zur *grounded theory* siehe Strauss und Corbin 1996 und Glaser, Barney und Strauss 1967.

einer ursprünglichen Fragestellung nach Medizin und Macht im Hohen Kaukasus über Blutrache, das Ehre/Schande-Paar und Solidaritätsnetzwerke zur *Schule der Straße* und (post-) sowjetischen Vertrauensnetzwerken.

Nicht immer kann es aber gelingen, diese zunächst oft intuitiven Anpassungsstrategien als analytisch auswertbare Leistungen zu erkennen und für theoretische Rückschlüsse im strikten Sinne einer soziologischen Theorie zu nutzen.

Auf der Grundlage dieser Perspektive, die Akteure, Institutionen bzw. Interaktionen in Augenschein nimmt, wird in Teil III. der Arbeit der methodenpluralistische Versuch unternommen, unter Einbeziehung systemtheoretischer Überlegungen den Sprung der Abstraktion von der Ebene der ausgehandelten Orientierungsstrategien der Akteure auf die Ebene der Logik sozialer Systeme in ihrer Differenzierung zur Umwelt zu unternehmen. Dabei wird die These entwickelt, wonach die Qualität der Polytaxis (als soziale Mehrsprachigkeit) eine entscheidende Karrierevoraussetzung für ambitionierte Akteure der sowjetischen Peripherien war und ist. Sie schuf die Voraussetzung für Fertigkeiten zu einer Netzwerkbildung, die sich auf typische Organisationsdefizite der sowjetischen Strukturen – legitimes Recht, legitime Gewalt und Vertrauen – spezialisierte.

Die kulturspezifische Offenheit für Synkretismus in vorgesehenen unverregelten, innovationsintensiven Räumen einer Gesellschaft hat als zweite Aussage der These einen entscheidenden Einfluß auf die Ausbildung der Polytaxis.

Als Ausblick wird im letzten Teil der Arbeit die Frage angeschnitten, wie die Ergebnisse der Feldarbeit in einer konkreten postsowjetischen Peripherie sinnvoll auf aktuelle Diskurse über die (Post-)Sowjetunion bezogen und in den globalen historischen Kontext eingebunden werden können.

Es ist die Absicht dieser Arbeit, die betrachteten Ausschnitte sowjetischer und postsowjetischer Lebenswelt prozeßhaft und in ihrer Vielfalt zu zeigen. Auch wird nicht von vornherein ein eindeutiger Bruch zwischen der sowjetischen Zeit und der postsowjetischen Zeit unterstellt.<sup>29</sup>

---

<sup>29</sup> Die gesellschaftlichen Prozesse der Postsowjetunion können nicht verstanden werden, wenn die sozialistischen Systeme als statische Gesellschaften begriffen werden, in denen die einzige wahrgenommene Bewegung die der Dissidenten gegen den Staat war. Christopher Hann schreibt hierzu in seiner Kritik an einem zu sehr an publizierenden, urbanen Dissidenten ausgerichteten Verständnis der sozialistischen Gesellschaft und einem zu selbstbezogenen westlichen Begriff der Zivilgesellschaft scharfsinnig: „[...] Havel argues that ‘communism brought history, and with it all natural development, to halt... National and cultural differences were kept on ice.’ Here again are metaphors that have been widely used since 1989, but can one really accept that East European societies were placed in some kind of deep freeze over forty years? It seems to me that there was in fact continuous movement and great diversity among and within each of the East European countries.” (Hann 1997, S. 7).

## 2. Die Ethnographie beweglicher Ziele: Von verschwommenen Zentren, Peripherien und Grenzen

Im Sommer 1995 unternahm ich mit einigen Freunden eine touristische Exkursion in die ca. 400 km südwestlich von St.-Petersburg gelegene Stadt Pskov. Jüdische Bekannte hatten uns erzählt, daß die Sowjetunion dort in Form und Umgang noch weitgehend erhalten geblieben sei, und uns interessierte in der Wahlkampfzeit gerade auch der angebliche Einfluß des nationalkommunistischen Blocks in dieser Stadt.

Neben einer auffallenden Dichte an Plakaten, die für Žirinovskij als Präsidentschaftskandidaten warben, bekamen wir allerdings vom tagespolitischen Diskurs nur wenig mit, da wir versackten.

Am ersten Tag unseres Aufenthaltes gingen wir vom ehemaligen Intourist-Hotel in die Altstadt, um zu Mittag zu essen. Da das einzige Restaurant in der Nähe von einem betrunkenen *blatnoj* (Angehöriger der kriminellen Klasse der SU<sup>30</sup>) mit Freundin belegt war, der uns beim Eintreten aggressiv fragte, ob wir Hippies oder Punks<sup>31</sup> seien, kehrten wir in die nächste *čeburečnaja*<sup>32</sup> ein. Bei der Bestellung stellte sich heraus, daß die Kassiererin Georgierin war und aus Mest'ia stammte, dem Ort, in dem ich in Svanet'i meine Feldforschung gemacht hatte; damit verfügten wir über gemeinsame Bekannte. Kaum hatten wir an dem Tisch Platz genommen, kam der Besitzer der *čeburečnaja* zu uns, begrüßte uns freudig, ließ das bestellte Essen abräumen und bat uns in sein Büro. Dort wurde dann ein Gelage begonnen, das erst fünf Tage später, mit der Rückreise nach St.-Petersburg, zu Ende ging. Die übrige Zeit verbrachten wir – nicht ganz freiwillig – mit Rostom, seiner Familie, seinen Freunden, seinen Mitarbeitern und seinen Gehilfen. Auch er kam aus Mest'ia, wo er bis in die frühen 70er Jahre Direktor der einzigen Fabrik war (sie stellte traditionelle svanische Bekleidungsstücke und Souvenirs für Touristen her). Zu dieser Zeit verließ er Svanet'i und lebte seitdem in Rußland, wo er mit einer Russin eine Familie gegründet hatte. Später erfuhr ich von svanischen Bekannten, daß er aus seiner Heimat geflohen sei, weil in seinem Auto bei einem Unfall alle vier Mitfahrer ums Leben gekommen waren und er damit unter die Regeln der Blutrache gefallen war. Diese sehen als Bedingung für jede friedliche Beilegung des Konfliktes die räumliche Trennung der Familie des Schuldigen von der Opferpartei vor.

In Pskov war Rostom in der Gastronomie und als Besitzer einiger Geschäfte zu offensichtlichem Wohlstand und Einfluß gekommen. Die Mitarbeiter, die wir kennenlernten, waren ausnahmslos Georgier, die meisten Svanen. Einzig der Laufbursche und zwei ständig anwesende, umworbene Damen waren russischer „Volkszugehörigkeit“ (russ.: *nacional'noct'*). Einige der svanischen Mitarbeiter kannte ich schon aus Georgien. Es stellte sich heraus, daß Rostom einen größeren Personenkreis aus Svanet'i saisonal beschäftigte, obwohl er selbst seit dem Unfall nie wieder in seiner Heimat gewesen war.

Neben Rostom fiel uns besonders einer seiner Freunde auf: der Leiter der regionalen Polizeischule und ehemaliger Polizeichef Pskovs. Auch er stammte aus Westgeorgien, allerdings aus dem Flachland. Nur mit ihm sprachen wir über politische

---

<sup>30</sup> Näheres siehe I. 1.2. und S. 20 in der vorliegenden Arbeit.

<sup>31</sup> Für die „rechtgläubige“ kriminelle Welt der SU (also für die Kriminellen, die sich am Regelwerk der Welt der Diebe orientieren und deren oberste Autorität anerkennen) sind die Bezeichnungen Hippie und Punk Beleidigungen; sie bezeichnen damit Schmarotzer und Faulenzer, die das Kollektiv schädigen. Da sich die sozialbanditischen Normen dieser Welt auf die kriegskommunistischen Losungen des Bürgerkrieges beziehen (*Raubt die Räuber aus; Friede den Hütten, Krieg den Palästen* usw.) haben nur die *blatnye* und vor allem die Diebe das Recht bzw. die Pflicht nicht zu arbeiten.

<sup>32</sup> In der ganzen Sowjetunion verbreiteter Imbiß mit kaukasischer Küche.

Themen (er war uns als Philosoph vorgestellt worden), wobei G. Maličev vor allem sein Bedauern über den Zerfall der SU und die bestehende Rechtlosigkeit äußerte.

Obwohl es nie direkt thematisiert wurde, kam zu keiner Zeit während der fünf Tage ein Zweifel an der verzwickten Autorität, die dieses georgische Netzwerk in der alten russischen Stadt ausübte, auf.

## 2.1. Die verschwommenen Grenzen der Welt

In der Geschichte der Ethnologie gilt das Dorf oder die Siedlung als die klassische Einheit der Feldforschung. Auch nachdem die Stadt<sup>33</sup> und jüngst Institutionen<sup>34</sup> als anerkannte Felder in der Sozialanthropologie Verbreitung gefunden haben, bleibt das Dorf die gängigste Größe einer langen, teilnehmenden Beobachtung. Es wird in diesem Zusammenhang entweder als eigenständige, nur lokal eingebundene Einheit begriffen, oder aber im Zuge der Abhängigkeitstheorie bzw. der Theorien vom kapitalistischen Weltsystem als Opfer von Entscheidungen und Entwicklungen, die woanders, in den geographischen Zentren der Macht entstanden, gesehen.<sup>35</sup>

Ein erster Versuch, diese asymmetrische Dichotomie (im Sinne Kosellecks<sup>36</sup>) zwischen aktiven, geschichtsmächtigen Zentren und passiven, abgeschlagenen Peripherien aufzulösen, wurde dadurch unternommen, arbeitsteilige gegenseitige Einflußnahme zwischen den politischen und wirtschaftlichen Ballungsräumen und den in dieser Hinsicht strukturarmen Regionen auszumachen. Mit den Worten von Ulf Hannerz, „[t]here is that cultural production in the periphery which is somehow in response to the political and economic dominance of the centre“ (Hannerz 1992, S. 219).<sup>37</sup>

Diese Lesart gegenseitiger Abhängigkeiten schreibt allerdings dem Begriff der „Kultur“ einen besonderen Charakter zu: So, wie die Zentren politische Macht, Waffen oder Konsumgüter produzieren, so produzieren die Menschen in den Peripherien Tradition, Sinn, Werte – den Stoff, aus dem (kommunitaristische) Weltbilder sind. In dieser Argumentation ersetzt der Kulturbegriff dann unter Umständen die dekonstruierten, ehemals absolut gedachten Bezugspunkte von Identität und Differenz, wie Religion, Rasse, Nation oder Ethnie.<sup>38</sup>

---

<sup>33</sup> Vgl. Southall (Hg.) 1973; Hannerz 1980; auch Wirth 1964 und Whyte 1993 als Vertreter der „*Chicago School*“ der urbanen Anthropologie.

<sup>34</sup> Wie sie z.B. von Bruno Latour und seinen Mitarbeitern als Wissenschaftssoziologie betrieben wird; vgl. Latour 1995, S.9 ff..

<sup>35</sup> Vgl. zur Abhängigkeitstheorie, z.B. Palmer und Parson (Hg.) 1977, S. 2 ff. und S. 289-422; zum kapitalistischen Weltsystem in diesem Sinne siehe Wallerstein 1979, S. 1-152; 292/93 (Zusammenfassung) und ders. 1984.

<sup>36</sup> Nach Koselleck sind asymmetrische Gegenkonzeptionen im wesentlichen einander gegenüberstehende Konstrukte, die trotz ihres so geschaffenen Zusammenhanges unvereinbare Semantiken unterstellen und deshalb nicht als symmetrische Gegenkonzeptionen (wie z.B. das Ehre-Schande Paar) angesprochen werden können. Koselleck analysiert in diesem Zusammenhang allerdings keine Konstruktionen der Sozialwissenschaften, sondern in historischer Abfolge die universalistischen Paare Hellene-Barbar, Christ-Heide und Mensch-Unmensch. Siehe Koselleck 1985, S. 159 ff..

<sup>37</sup> Vgl. zu einer (moralisch aufgeladenen) Kritik an dem eindimensionalen Modell des kapitalistischen Weltsystems als geschichtsmächtige Zentren und passive Peripherien auch Buck-Morss: 1987, S. 231 ff..

<sup>38</sup> Verena Stolcke bemerkt hierzu (sich beziehend auf Yasmen Nuoglu Soysal 1993): „From what were once assertions of the differing endowment of human races there has risen since the seventies a rhetoric of inclusion and exclusion that emphasizes the distinctiveness of cultural identity, traditions, and heritage among groups and assumes the closure of culture by territory [...]“. Siehe Stolcke 1995, S. 2. Der Kulturbegriff, der von den Essentialisten zugrunde gelegt wird, bezieht sich – wie Elwert in seiner Kritik an Huntington anmerkt (Elwert 1996, S. 69; Huntington 1993) – nicht in erster Linie auf vorbereitete Routinen, die von Menschen in der Tat kaum flexibel eingesetzt werden können, sondern auf kulturspezifische Überprägnanz auf der Symbolebene, die zur Selbstidentifikation gewählt wird (s. Mühlmann 1962, S. 108 und 120 f. zum Begriff der Überprägnanz in

Arbeiten, die diese nach Machtkriterien als asymmetrische Gegenkonzepte anzusprechende Einteilung in Zentren und Peripherien entweder grundsätzlich hinterfragen oder aber für gegenwärtige Entwicklungen als analytisches Konzept für untauglich halten, sind relativ neuen Datums. Das Konzept des Netzwerkes bzw. des für Selbstveränderung und Innovation offenen Systems ersetzt hier räumlich begrenzt gedachte Vorstellungen von nationalen, ethnischen bzw. kulturellen Einheiten.<sup>39</sup>

Mit dem Verlust des territorialen Bezuges für die kulturelle Identitätszuschreibung geht den Zuschreibenden ein anschaulicher, Wirklichkeit suggerierender Begriff von „Grenze“ verloren: Wie ethnographiert man das Hüben und Drüben eines Netzwerkes oder Systems?

Bislang schien es so, als sei der Ethnologe darauf angewiesen, *seinen Stamm* auch wirklich verorten, lokal fixieren zu können; wird der Feldforscher aber von *seinem Stamm* mit einer körperlichen und geistigen Mobilität konfrontiert, die alle Vorgaben seiner methodischen, organisatorischen und finanziellen Mittel bei weitem überschreitet, und er letztlich nur noch von Aufenthaltswahrscheinlichkeiten seines an den Grenzen schon zerronnenen Forschungsgegenstandes reden kann, sollte er nicht stur bei seinem Dorf mit festen Grenzen, festen Regeln, Riten, Allianzen, Feinden und möglichst binären Ordnungsstrukturen verharren. Es hat den Anschein, daß selbst die Zeiten vorbei sind, da ein konstruktivistisch gesinnter Feldforscher noch darauf hoffen konnte, daß seine zu Schrift gewordene ethnoromantische Verzückung über die edlen Männer Afghanistans oder die wissenden Gurus Indiens von Eliten vor Ort rezipiert und dann nachempfunden werden.<sup>40</sup> Der Ethnologe als Baumeister sich selbst verstärkender Identitätsdiskurse hat dafür mittlerweile in Geschwindigkeit der Verbreitung ungleich überlegene Konkurrenz in der kurzweiligen Unterhaltungs- und Informationsindustrie bekommen.

Angesichts der typisch verschwommenen Grenzen bzw. hohen Mobilität der ehemaligen Dörfer und Stämme des Ethnologen erscheint es angebracht, nicht einfach in nostalgische Resignation aufgrund der verlorenen Klarheit zu verfallen, sondern sich besonders um die Randzonen, um die „Aufenthaltswahrscheinlichkeiten“ innerhalb der Netzwerke und nicht zuletzt um die Grenzgänger, die Mediatoren, die Profis der Zwischenwelten zu kümmern.<sup>41</sup>

---

der Kulturdefinition). Vgl. hierzu auch Bell 1991, S. 178 ff. (4. Kapitel, *Die große Erneuerung: Religion und Kultur im nachindustriellen Zeitalter*).

<sup>39</sup> Der Begriff des Netzwerkes ist zentral bei Latour 1995 und Castells 1996. Ungeachtet dessen bleiben beide Autoren eine eindeutige Definition des Begriffes schuldig. Latour meint eher Hybriden aus den ontologisch (künstlich) getrennten Bereichen Kultur und Natur, Castells hingegen eher konkrete soziale Organisationsstrukturen, die durch Kommunikation mit neuen Informationstechnologien zusammengehalten werden. Damit bleibt der Begriff vor allem eine Metapher, die der Veranschaulichung dient. Den Begriff des selbstreferentiellen Systems arbeitete Niklas Luhmann, umfassend aus. Er entwickelt diesen Systembegriff aus einer Diskussion der Leitdifferenzen bzw. Paradigmawechseln in der Geschichte der Systemtheorie von Teil-Ganzes über System-Umwelt zu Identität-Differenz (s. Luhmann 1996 insbes. 20 ff. und S. 60 ff.). Die Thematik aktueller Kultur- und Gesellschaftsbegriffe wird in den abschließenden drei Kapiteln der Arbeit noch einmal aufgegriffen, nachdem das empirische Material vorgestellt wurde.

<sup>40</sup> Die Ethnologie hat eine lange, vertrackte Geschichte als Umschlagplatz von reflexiven Identitätsdiskursen. Wurde der Einfluß des Sprechens über die Anderen für die Selbstverortung in der „Westlichen Welt“ (von *Herrenmensch* und *dummem Neger* bis *Zivilisationsmüll* und *edlem Wilden*) dabei eingehend dekonstruiert, so bleibt unsere Kenntnis über den Einfluß der von Ethnologen geschaffenen Bilder über den Anderen auf Seiten des Anderen spärlich. Vgl. den Bezug auf Seite **Fehler! Textmarke nicht definiert.** auf den Vortrag von Glatzer 1995; auch Çağlar 1990, Seite 14 f. über die Wirkung der in den wissenschaftlichen Arbeiten über die türkische Diaspora in Deutschland verbreiteten kulturalistischen *bias* auf türkische Intellektuelle der Diaspora.

<sup>41</sup> Thomas Wilson und Hastings Donnan schreiben über die Geschichte der Grenzanthropologie, die sie betreiben: „The anthropology of borders has a long but not very deep history, which began in many ways with Barth’s (1969) paradigmatic ideas on ethnic boundaries [...]. [...] [I]t was only in the 1970s as anthropologists began to address issues of nationalism, political economy, class, migration and of anthropological work on international borders“. Wilson und Donnan (Hg.) 1998, S. 4. Zur Rolle der Grenzgänger vgl. auch Elwert 1996, S. 58 und 61 ff., sowie ders. 1995c..



## 2.2. Die durchlässigen Grenzen des (post-)sowjetischen Raumes

Phänomene, die nicht auf die Asymmetrie von Macht, sondern auf die *Gegenseitigkeit von Macht*<sup>42</sup> hinweisen, erscheinen besonders relevant für ein Verständnis des Zerfalls der Sowjetunion und der weiteren Entwicklungen ihrer Nachfolgestaaten, gerade weil die SU immer als extrem zentralistischer Staat mit hierarchischer Abfolge von relativen Zentren und relativen Peripherien gesehen wurde und sich auch selbst weitgehend so präsentierte.<sup>43</sup> Diese beschränkte Sicht, die der Großteil der westlichen Sowjetologen mit den Machthabern des Kremls teilte, konnte den raschen Zerfall der UdSSR weder voraussagen, noch glaubhaft erklären.<sup>44</sup>

Der Grund für diese folgenreiche Fehleinschätzung der Situation liegt vermutlich in der Verwechslung deutlicher Präsenz einer Institution mit deren Funktionalität. Gerade in der Auseinandersetzung mit Fragen der Macht unter dem Aspekt der Gewaltkanalisation und Gewalteskalation ist die Frage nach der Stabilität von Institutionen, die der Verwaltung und Einhegung von Gewalt dienen, entscheidend. Stabilität bedeutet aber gerade nicht, daß die Institution, resistent gegenüber äußerem und innerem Wandel, immer identisch bleibt. Stabilität bedeutet den ständigen Erhalt der Funktionalität einer Institution unter veränderlichen Umweltbedingungen. Damit ist für eine stabile Institution die Fähigkeit der Selbstveränderung unter Bedingungen des Wandels von Umweltbedingungen wichtiger als Omnipräsenz und tatsächliches Alter.<sup>45</sup>

Zur Veranschaulichung des Arguments kann das Gerichtsverfahren dienen: Die Tatsache, daß es in der SU Gerichte gegeben hat, die ihrer Arbeit nachgegangen sind und Urteile gefällt haben, die offen von niemanden in Frage gestellt wurden, war kein Indiz für die Stabilität der Institution, was mit der anhaltenden Krise des Rechtssystems in der SU seit der Perestroika und in den Nachfolgerepubliken deutlich wurde. Die Ursache hierfür ist darin zu sehen, daß in

---

<sup>42</sup> Ein Begriff, der unterstellt, daß die Bedingungen von Macht immer in der Interaktion zwischen Menschen ausgehandelt werden. Macht ist demnach ein bilateraler Prozeß und nicht allein die einseitige Chance, seinen Willen auch gegen den Widerstand anderer durchzusetzen (für diese „klassische“ Definition s. Weber 1990, S. 28).

<sup>43</sup> Bezeichnend für den hierarchischen Zentralismus ist das System der *propiska* (etwa: polizeiliche Meldung, wobei eine Ummeldung nur unter ganz bestimmten Bedingungen, z.B. Heirat, Studium oder besondere professionelle Aufgaben, erfolgen konnte) ab 1932: Die polizeiliche Meldung, von der so essentielle Dinge wie Recht auf Wohnraum, Bildung, Krankenversorgung und Arbeit abhingen, war nach hierarchischen Kategorien geregelt. Ein Moskauer hatte Zugang zu den Leistungen aller Städte und Regionen in der UdSSR; ein Einwohner Leningrads oder Kiews zu allen Städten und Regionen des Landes, außer Moskau; usw.. Der Politologe Sergei Medvedev macht allerdings zurecht darauf aufmerksam, daß die Herrschaftsparadigmas in der SU, speziell in Rußland, phasenweise zwischen hierarchisch, vertikal und egalitär, horizontal wechselten; er bezeichnet diese Paradigmas als *territory* und *space*. Siehe Medvedev 1997.

<sup>44</sup> Die Defizite der *mainstream*-Forschung über Sowjet- und Postsowjetunion stellt übersichtlich Klaus Segbers zusammen, indem er interdisziplinäre Konzepte einer nach Relevanzkriterien organisierten, politologischen und soziologischen Arbeit für die Postsowjetunion entwickelt. Siehe Segbers 1997, S. 6 f.; auch ders. 1995, insbes. Seite 14-19.

<sup>45</sup> Im Zuge der Dekonstruktion eines essentialistischen Kulturbegriffs etablierte sich ein neutrales Verständnis von Kultur als den jeweils typischen, in symbolischen Formen kommunizierten Chancen menschenmöglichen Verhaltens (vgl. Mühlmann: 1962, S. 107-130). In der weiteren Folge dieses Begriffs vom Forschungsgegenstand der Kulturanthropologie erschien es möglich, andere essentialistisch verstandene Kategorien wie Tradition oder Nation als Erfindungen der symbolischen Schaffenskraft menschlicher Kulturen zu entlarven (Hobsbawm und Ranger 1983; Anderson 1993). Einige Autoren verwiesen zwar beiläufig darauf, daß die Erfindungen nicht willkürlich und frei hervorgebracht werden können (z.B. durch inszenierte Überprägnanz von angeblich staatstragenden Symbolen, wie es für die SU typisch war), doch blieben sie es schuldig, die Erfolgsbedingungen erfundener Traditionen oder imaginärer Gemeinschaften systematisch und möglichst allgemein herauszuarbeiten.

der SU andere Institutionen die Kardinalfunktionen der Gerichtsbarkeit, nämlich das Angebot eines konfliktregulierenden Verfahrens mit definitivem, folgenreichem Ergebnis und die Legitimation des staatlichen Gewaltmonopols, übernommen hatten.<sup>46</sup> Hierzu sind sowohl offizielle Institutionen wie die Partei, die Genossengerichte, die einschlägigen kombinats- und *sovkhoseigenen* Infrastrukturen,<sup>47</sup> das NKWD/KGB und die Miliz zu rechnen als auch inoffizielle Institutionen, die von den Schattenwelten der SU<sup>48</sup> bereitgestellt wurden und um die es in dieser Arbeit vor allem gehen wird. Als dann im Zuge der *perestroika* und *glasnost* diese Funktionen weg von den Gewaltorganen hin zu den Gerichten delegiert werden sollten,<sup>49</sup> waren diese zum einen in Ausbildung und Infrastruktur überfordert und wurden zum anderen von der Bevölkerung in ihrem Angebot weiterhin ignoriert.<sup>50</sup> An diesem Zustand hat sich bis heute kaum etwas geändert, selbst dort nicht, wo massive Bemühungen um Glaubwürdigkeitsgewinn unternommen wurden (z.B. Verbraucherschutz<sup>51</sup>).

Relativ neu ist hingegen das Phänomen, daß neben den Autoritäten der Schattenräume nun auch Vertreter der offiziellen Gewalt (z.B. Miliz und FSB) als private Mediatoren, Schlichter bzw. Schutzpatrone genutzt werden.<sup>52</sup>

Die Geschichte sowohl des Aufstiegs als auch des Zerfalls der Sowjetunion ist von einer eigentümlichen Interdependenz zwischen Zentren und Peripherien (gemessen an der lokalen

---

<sup>46</sup> Ein anschauliches Beispiel hierfür erzählte ein ehemaliger Vorarbeiter der Leningrader *Leninec*-Werke, Valodja Ageenkov: In den 60er Jahren war ein aus Sibirien zugereister junger Arbeiter von der Miliz nachts auf der Straße mit dem Vorwurf der Trunkenheit verhaftet und in eine Ausnüchterungszelle gesperrt worden. Hier wurde er von den Beamten so brutal zusammengeschlagen, daß er am nächsten Tag an den Folgen eines Zwölffingerdarmabrisses im Krankenhaus starb; „erzieherische“ Schläge auszuteilen war und ist insbesondere im Falle des Vorwurfs von minderschwerem Hooliganismus (Artikel 106 des Strafkodexes der RSFSR: *mel'koe xuliganstvo*) eine verbreitete Praxis der Miliz. Der Fall sollte von den offiziellen Stellen wie üblich unter den Tisch gekehrt werden. Das Betriebskollektiv des bekannten Kombinates beschloß aber in Eigeninitiative, Maßnahmen zu ergreifen und demonstrierte die eigene Macht, indem es die anreisende Mutter des getöteten Arbeiters gemeinschaftlich vom Bahnhof abholte, was einer verbotenen Großdemonstration gleichkam. Die Parteiführung des relevanten Viertels sah sich daraufhin veranlaßt, die gesamte Kette für den Vorfall Verantwortlicher von den Milizionären bis hin zum Leiter der Miliz des Viertels mit zum Teil drakonischen Strafen zu belegen und vom Dienst zu suspendieren.

<sup>47</sup> Vgl. Hirschhausen 1996 zur Situation in den ehemaligen Kombinaten heute.

<sup>48</sup> Drei „Schattenwelten“ können unterschieden werden: a) die nationale, sich regional bzw. ethnisch definierende, b) die kriminelle, sich überethnisch und sozialbanditisch definierende und c) die Schattenwelt des Apparats (Partei und Staat). Siehe Schema 3, S. **Fehler! Textmarke nicht definiert.**

<sup>49</sup> Vgl. Schmid 1991, S. 7 f. und Brunner 1991, S. 285 ff..

<sup>50</sup> Vgl. Knieper und Boguslavskij 1995, S. 51.

<sup>51</sup> Ebd., S. 53 ff.; in den letzten Jahren wurde gerade im Bereich „Verbraucherschutz“ regelmäßig PR-Kampagnen in den staatlichen Medien durchgeführt; ein gesteigertes Vertrauen in die verantwortlichen Institutionen läßt sich allerdings noch nicht nachweisen (zur Zeit ist die Angst vor gepanschem Wodka wieder eine bestimmende Alltagsorge in Rußland). Siehe z.B. *Ruskaja Mycl* Nr. 4192, 09.-15.10.1997.

<sup>52</sup> Es ist ein verbreitetes Phänomen, daß Vertreter staatlicher Gewaltdienstleistungen, wie Miliz, FSB oder OMON ihre professionelle Arbeit privat verkaufen. Das heißt nicht in jedem Fall, daß diese Mitarbeiter in ihrem Selbstverständnis kriminell werden; häufig bieten sie ihre offiziell vorgesehene Aufgabe zu inoffiziellen Gebühren an. So verfügt z.B. das St. Petersburger Reisebüro X seit 5 Jahren über eine Telefonnummer auf dem Litenyj Prospekt 4 (ehemalige KGB-Zentrale), zahlt dafür dem Offizier am anderen Ende der Leitung 50 \$/US/Monat Unterhaltszuschuß (die dieser sich im Rahmen netter Plauderstunden persönlich abholt) und hatte so nie Probleme mit Schutzgelderpressern. In einem anderen Fall wurde der Wissenschaftler Valodja in St. Petersburg auf der Straße überfallen und zusammengeschlagen. Er hatte wie üblich nicht vor, den Vorfall der Miliz zu melden, doch wurde er von einer Zivilstreife in seinem lädierten Zustand aufgelesen. Die Beamten führen dann mit Valodja in einem konfizierten BMW die einschlägigen Straßen des Bezirkes ab und fanden auch tatsächlich die jugendlichen *xuligany*. Diese wurden handfest aufgelesen und zu ihren Eltern gebracht. Dort erklärten die Fahnder dann Valodja, daß er, wenn möglich, von einer Anzeige absehen möge, da die Jugendlichen im Gefängnis mit Sicherheit zu Kriminellen werden würden und vermittelten ein Schmerzensgeld für Valodja. Tagebuchaufzeichnung Dezember 1996.

Akkumulation von offiziellen, staatlichen Institutionen) geprägt, durch die der Begriff der Gegenseitigkeit von Macht besondere Bedeutung bekommt.

Das Zentrum nahm mittels strukturellen Wandels, Propaganda (bzw. Überzeugungsarbeit) und nicht selten mittels extremen Zwangs einen Einfluß auf die Peripherie, der den Alltag der Menschen in einer vorher unbekanntem Weise und extremen Geschwindigkeit änderte: Zwangskollektivierung des Landes, Industrialisierung, Fernsehen und Radio, die neue Helden und Werte propagieren, Schulen mit standardisierten Schriftsprachen, Kriege an fremden Fronten, ethnische Identitäten, gestempelt in die Pässe und Deportationen, Repressalien oder Privilegien anhand dieser Stempel - um nur die wichtigsten der Zwänge aufzuzählen. Neue Zuordnungskriterien für Identität wurden nahegelegt, geübte wurden verworfen, diffamiert oder verboten. Größere Mobilität wurde gleichzeitig möglich und erforderlich, und es entstanden wachsende Diasporagruppen in den ökonomischen und politischen Zentren der Sowjetunion. Wichtiger als der materielle Austausch mit der Herkunftsgesellschaft für den wachsenden Einfluß der Diaspora in den Zentren der SU war der Fond aus integrierenden Symbolen, Werten, Selbstverständlichkeiten, Ritualen und Verfahren, der auf diesem indirekten Weg kommuniziert wurde. Bedingt durch diesen Rückhalt war es gerade der Diaspora möglich, die offizielle Ideologie, die vom Zentrum aus produziert und propagiert wurde, nicht als alternativenlos zu sehen und an dessen statt innovativ auf die Organisationsdefizite sowohl der sozialistischen Gesellschaft als auch der „traditionellen“ Provinzkultur zu reagieren. Die Diaspora, die nicht unbedingt ethnisch definiert sein muß, ist eine der Kommunikationslinien, auf denen sich diese „Kulturproduktion“ bewegt und zwischen den Zentren und Peripherien der politischen Macht „kommuniziert“ wird. Bereiche der sowjetischen Gesellschaft, in denen die informelle Organisation von Macht wichtig und möglich war, wurden so oft von Menschen dominiert, die freiwillig oder gezwungenermaßen die Peripherie verlassen hatten, deren Machtchancen aber von speziellen Möglichkeiten abhängig waren, die von der Kultur, aus der sie selbst hervorgegangen waren, offengehalten wurden.<sup>53</sup> Das Potential dieser „peripheren“ Kulturen, die gezwungen waren, auf sowjetische Bedingungen in einer beispiellosen Geschwindigkeit zu reagieren, den Verbund für konkurrenzfähige Solidaritätsgemeinschaften in einer fremden und oft feindseligen Umgebung zu liefern, ist ein bisher wenig beachteter Aspekt der Existenz und des Zerfalls der SU.<sup>54</sup> Weitergehende Untersuchungen über diese konkurrierenden Netze informeller Machtübertragung im Geltungsbereich einer formal hochzentralisierten und monopolistischen Staatsgewalt stehen noch aus.<sup>55</sup> Es ist zu erwarten, daß sie hohen Erklärungswert für die spezifischen nachsowjetischen Gewaltphänomene, von organisiertem Verbrechen, Staatsmafia, Korruption bis hin zu den sogenannten ethnonationalen Kriegen haben.

Im Unterschied zu dem Kulturbegriff im „ewigen Dorf“ des Ethnologen ist für den „Netzwerkforscher“ hier ein Verständnis von Kultur funktional, das sein Augenmerk auf den

---

<sup>53</sup> Z.B. Čečenener im System der Gulag, Armenier und Georgier in der *Welt der Diebe* oder Zigeuner auf dem Alkoholschwarzmarkt der Großstädte während der Perestroika. Auch die Tatsache, daß alle Generalsekretäre der Kommunistischen Partei aus der Peripherie stammten, könnte im Sinne dieser These gedeutet werden.

<sup>54</sup> Arjun Appadurai schreibt zu dieser Qualität der Diaspora: „Diasporas, like pilgrimages, military campaigns and diseases, are indifferent to the idiosyncracies of nation-states and often flow through their cracks and exploit their vulnerabilities“ (siehe Appadurai 1989, S. i). Die einschlägige Literatur beschränkt sich zu oft auf die Herstellung von Zusammenhängen zwischen Diasporakultur, Benachteiligung/Diskriminierung und (defensivem) Nationalismus bzw. Ethnizismus, und blendet potentielle Konkurrenzvorteile in Gesellschaftsbereichen, in denen Innovation und Flexibilität gefragt ist, aus.

<sup>55</sup> Eine Ausnahme ist der erwähnte *think-tank* um Segbers et al. (Hg.) 1995 (s.o.). Außerdem nimmt sich ein neues und wachsendes Interesse an der fachübergreifenden empirischen Netzwerkforschung in der ehemaligen SU von dieser Kritik aus. Barbara Christophe argumentiert in ihrer Kritik an der neoklassischen *bias* einer universalen Gültigkeit der auf Kosten-Nutzen-Kalkülen basierenden Marktrationalität und der Konsequenzen dieser eingeschränkten Sicht für ein Verständnis postsowjetischer Wirtschaftsentwicklung überzeugend in diesem Sinne (siehe Christophe 1998).

in einem kulturellen System für Umwelanpassung vorgesehenen Bereich richtet, sich also löst von zu engen Vorstellungen von Identität und struktureller Kontinuität als Relevanzkriterium für die Stabilität einer Gesellschaft. Die peripheren Gesellschaften der SU – soviel darf von den Schlußfolgerungen dieser Arbeit vorweggenommen werden – hatten dann gute Aussichten, sowjetische Chancenräume für sich zu nutzen, wenn sie ihren spezifischen kulturellen Hintergrund flexibel zu nutzen verstanden und weder stur auf traditionellen Vorgaben beharrten, noch total integrierte Musterkarrieren nach sozialistischen Kriterien anstrebten.

## 2.2. Die fließenden Grenzen Georgiens

Für die in dieser Arbeit betrachteten Regionen spielen die obigen Überlegungen zu ganzsowjetischen Phänomenen eine unterschiedlich große Rolle.<sup>56</sup>

T'bilisi, einerseits regionales Zentrum, andererseits an der Peripherie des sowjetischen Machtbereichs gelegen und in amtlichen politischen, wirtschaftlichen und militärischen Dingen abhängig von Moskau, waren schon in den letzten Jahrzehnten der Sowjetunion spezifische Implikationen für die Beweglichkeit der mit dieser Stadt assoziierten Menschen zu eigen.

Die Stadt wies im Vergleich zu anderen Provinzzentren ein überdurchschnittlich hohes Maß an Hochschulabsolventen auf, die einen Teil ihrer Ausbildung häufig in den Großstädten Moskau, Leningrad oder Kiew erhalten hatten.<sup>57</sup> Dies galt als prestigevoll und die Karriere fördernd, und die Eltern, die es sich leisten konnten bzw. die nötigen Kontakte in den Großstädten hatten, kamen so ihren familiären Unterstützungsverpflichtungen, insbesondere für die Karrieren ihrer Söhne, nach. Daneben kennzeichnete Georgien und dort vor allem T'bilisi eine außergewöhnliche Aktivität und Dichte von Künstlern (Regisseure, Schauspieler, Maler und Bildhauer), die ebenfalls dazu tendierten, in den beiden Hauptstädten der SU präsent zu sein, ohne aber subjektiv ihre Heimat zu verlassen.

Eine weitere, äußerst mobile Gruppe gehörte einer besonderen Subkultur der kriminellen Unterwelt an, die sich an den „Gesetzen der Diebe“ orientierte und die gerade in T'bilisi seit den sechziger Jahren zu besonderem Einfluß gekommen war. Die „Welt der Diebe“ (*vorovskoj mir*) mit den ihr eigenen ungeschriebenen Gesetzen (*vorovskie zakony*) und ihrer Klasse der höchsten Würdenträger (*vory v zakone*) ist eine wenig untersuchte Eigenheit der sowjetischen kriminellen Unterwelt. Sie ist aus der spezifischen sozialen Dynamik der sowjetischen Arbeitslager und Strafkolonien hervorgegangen, in denen Männer, äußerlich abgeschirmt von Soldaten und den extremen natürlichen und gesellschaftlichen Bedingungen jahrelang - manchmal Jahrzehnte lang - auf sich gestellt Alltag zwischen Existenz und Nichtexistenz organisieren mußten. Vieles spricht dafür, daß die Gulag (Hauptverwaltung der Lager) und die Sicherheitsdienste sich mit der entstehenden Klasse interner Autoritäten (erst nach der Stalin-Ära Diebe im Gesetz genannt) arrangiert haben. In den Regionen, in denen ich gearbeitet habe, spielte die Idee einer gerechten, sozialbanditisch definierten Welt der Diebe als Orientierungsbezugspunkt für viele junge, in der sowjetischen bzw. nachsowjetischen Ordnung unterprivilegierte Männer eine große Rolle - ungeachtet der Tatsache, daß die Diebe seit der *perestroika* kontinuierlich Einfluß an die neue, eher als Mafia

---

<sup>56</sup> Zusammenfassend zur spezifischen Mobilität im Transkaukasus unter historischem Gesichtspunkt siehe auch Suny 1997.

<sup>57</sup> Vgl. Suny 1994, S. 304. Ohne jeden Anflug falscher Bescheidenheit schreibt der letzte Premierminister unter Sviad Gamsaxurdia hierzu: „Georgians, at least formally, are the most educated nation of the world – they take the first place by the percentage of high education graduates“ (s. Bessarion Gugušvili in Leitzinger 1997, S. 95).

anzusprechende Klasse der kriminellen Welt abtreten mußten. Einzig in den Straflagern für Schwerverbrecher (Lager strengen oder besonderen Regimes im Slang der Lagerverwaltung - diese sind seit der Reform des Vollzugssystems von 1961 vom Jugendvollzug und dem normalen Vollzug getrennt - was nach der Aussage einiger Beobachter zu besonders brutalen Hackordnungen in dem formal lockereren Vollzug geführt haben soll) sollen sie nach wie vor über erhebliche Autorität verfügen und noch in der Lage sein, ihre Gesetze auch gegen die neue Klasse der Kriminellen durchzusetzen.<sup>58</sup>

Nach dem ungeschriebenen Rechtskodex dieser Diebeswelt waren die Autoritäten dieser Welt zu sozialer Verantwortung verpflichtet, die sich unter anderem darin äußerte, daß kriminelle Aktionen außerhalb des sozialen Wirkungskreises des Täters (Verwandtschaft, Nachbarschaft, Straße, Viertel, Stadt bis hin zu Region/Republik) stattzufinden hatten. Je größer die Autorität des Diebes<sup>59</sup> war, um so größer war der Kreis der direkten oder indirekten Klientel seiner gesellschaftlichen Dienstleistungen, und um so weiter verlegte er seinen Aktionsradius nach außen.

Die kriminelle Welt war noch aus einem anderen Grunde eigentümlich mobil: Der Strafvollzug der SU sah proportional zur Schwere des Vergehens die Unterbringung in entfernten Lagern vor. Eben diese Institutionen des Strafvollzugs, die von dem Soziologen Jurij Levada zusammengenommen als wichtigste Schule der Grausamkeit neben der Armee bezeichnet werden, sind bis heute der entscheidende Referenzpunkt für die Kultur und den verbliebenen Einfluß der sowjetischen *Welt der Diebe* (siehe Lewada 1992, S. 116 ff.).

Die Armee hingegen, die für den Großteil der jungen Männer der Sowjetunion eine einschneidende Erfahrung war, hatte für T'bilisi seit den 60er Jahren an Einfluß verloren. Der Grund ist darin zu sehen, daß es bis in die 90er Jahre immer mehr Eltern gelang, ihre Söhne über Beziehungen und Bestechung vom Wehrdienst zu befreien, bzw. in einheimischen Einheiten einen stark verkürzten Wehrdienst leisten zu lassen. Die drastische Abneigung der Bewohner T'bilisis hing zum einen mit dem hohen Informationsstand über Mißstände in der Armee zusammen (dieses Bewußtsein war tendenziell in der städtischen Bevölkerung weiter verbreitet, als in der ländlichen<sup>60</sup>) und zum anderen mit den spezifischen Implikationen, die diese Mißstände (*dedovščina*<sup>61</sup>) für den männerbezogenen Ehrenkodex der georgischen Familie hatten. Die Option, ein Jahr lang Gewalt und äußerste Erniedrigung erdulden zu müssen, um dann ein Jahr lang Gewalt und Erniedrigung auszuüben, bedeutete eine Schande, die, einmal bekannt, nur schwer zu neutralisieren war.

---

<sup>58</sup> Für eine selektive Auflistung von Literatur über die Welt der Diebe siehe Fußnote 27. Außerdem vgl. die einschlägigen Bezüge bei Solschenizyn 1974 und Kapitel VI in Schüler 1993. Zum Einzug einer mythologisierten Kultur der Diebe als Massenphänomen in die Alltagswelt siehe Baxtin 1994. Die Beiträge bewegen sich meist zwischen den Kategorien Sachbuch und Belletristik. Die Bezüge auf die Welt der Diebe in der vorliegenden Arbeit entstammen Interviews mit unterschiedlichen Teilnehmern an dieser Welt (Autoritäten, ehemalige Häftlinge, Anwärter auf die Position des Diebes, Opfer und untere Kasten der Lagerordnung).

<sup>59</sup> Die höchste interne Auszeichnung war die des „Ganzsowjetischen Diebes im Gesetze“ (*vsesojuznyj vor v zakone*).

<sup>60</sup> Lewada 1992, S. 136.

<sup>61</sup> Anders als die spezifischen Implikationen des Strafvollzugs ist die „Hackordnung“ der Armee seit 1988, als ein Rekrut aus Estland von sechs, im informellen Altersklassensystem der *dedovščina* vorgesetzten Männern vergewaltigt worden war, seine Peiniger daraufhin erschoss und den Verstand verlor, ein konstantes Thema in der Öffentlichkeit (es wurde im Anschluß an den genannten Fall zunächst in einem Artikel von M. Mel'nik in der Zeitschrift *Komsomolskaja Pravda*, 29. Juli 1988 thematisiert; zitiert nach Lewada 1992, S. 306). Das Prinzip der *dedovščina* besteht darin, daß die zwei Jahre Wehrdienst leistenden Rekruten in zwei Altersklassen eingeteilt werden: Die *Geister* (*duxj*; im Sinne von „Seelenlose“ für die Zeit des Grundwehrdienstes bis zur Vereidigung) sowie *Jungen* (*molodye*; für den Rest des ersten Jahres) und die *Großväter* (*dedy*) im zweiten Jahr. Die *ded*'s exekutieren totale Macht über den Körper der *duxj* und *molodye*, ein Zustand, der, obwohl er häufig zum Tod durch Totschlag, Mord und Selbstmord führt, von den vorgesetzten Berufssoldaten nicht unterbunden wird. Ähnlich wie schon für den Strafvollzug angemerkt gelten die Einheiten mit lascher Führung und erheblichem Leerlauf als besonders anfällig für brutale Formen der *dedovščina*. Vgl. Lewada 1992, S. 126 ff..

Auf dem Lande hingegen kamen, ähnlich wie in anderen Teilen der SU, die Zustände in der Armee - schon aus Selbstschutz - kaum zur Sprache und es galt eher als unmännlich, den Dienst in der Armee zu umgehen<sup>62</sup> (es sei denn, man assoziierte sich deutlich mit der anderen anerkannten Schule der Gewalt, der *Welt der Diebe*, die den Wehrdienst ausschloß).

Neben dem Wehrdienst spielte gerade für wirtschaftlich wenig entwickelte Regionen die Option der Saisonarbeit eine Rolle für die Mobilität junger Männer. Dabei gab es offizielle Angebote, für vergleichsweise hohe Gehälter und andere Privilegien unter extremen körperlichen und seelischen Belastungen in entlegenen Regionen der SU zu arbeiten (Ölplattformen/-felder im hohen Norden, Bergwerke, Erschließung klimatischer Extremgebiete). Daneben gab es inoffizielle Wanderarbeit als Hilfsarbeiter oder Handwerker, wobei das meiste Geld wieder für körperlich anstrengende Arbeit in den klimatischen Extremregionen gezahlt wurde (Steppe, Taiga, Bergwerke).<sup>63</sup>

Im Gegenzug kamen in die für staatliche Kontrolle nur begrenzt zugänglichen Räume neben den erwähnten Touristen auch immer wieder gestrauchelte Existenzen, Ausbrecher, Tramps und in manchen Fällen auch während der Saisonarbeit oder in der Armee angeworbene „Gäste“, die unter bestimmten Umständen zu jahrelanger Zwangsarbeit von den Einheimischen herangezogen werden konnten.<sup>64</sup>

Anders als die bisher erwähnten, zumindest bedingt freiwilligen Bewegungsformen, betrafen die als Katastrophen empfundenen Auslöser von Migrationen alle Bewohner einer Region gleichermaßen. Hierzu sind neben den Massendeportationen der 40er (Nordkaukasier, Meskheten, Deutsche und andere), den Umsiedlungsprogrammen der 50er Jahre (in Georgien vor allem „rückständige“ Bergregionen wie Teile Khevsuret'is) und den naturkatastrophenbedingten Umsiedlungen in den 80er Jahren (Svanet'i, Radža) vor allem die bürgerkriegsbedingten Flüchtlingsbewegungen der frühen 90er Jahre zu zählen. Diese lassen sich in zwei entgegengesetzte Richtungen einteilen: Flüchtende Familien aus den Kriegsgebieten an der Peripherie des neuen Staates (Abkhazet'i, Süd-Oset'i, Samegrelo), die den Schutz und das wirtschaftliche Potential der Großstadt suchten und Stadtflüchtlinge, die vor Hunger und der kriminellen Gewalt der Städte auf das Land zurückkehrten oder zwischen Stadt und Land pendelten. Die Bevölkerung T'bilisis ist in den Jahren '92 bis '95 neben der humanitären Hilfe vor allem von diesen privaten Versorgungslinien und Verteilungsnetzwerken ernährt worden und einer Hungersnot trotz der Bürgerkriege und der Wirtschaftsblockade durch Rußland entgangen.

Außerhalb der schon in sowjetischer Zeit funktionierenden Verteilungsnetzwerke informellen Typs – auf verwandtschaftlicher, nachbarschaftlicher und klientelistischer Grundlage – erwies sich die Gesellschaft als flexibel genug, die Kriegs- und Krisenflüchtlinge aus der Provinz als neue Teilnehmer in das Umverteilungsspiel zu integrieren. Dies geschah freilich nicht ohne erhebliche Konflikte, die ihrerseits mit Abgrenzungsbemühungen einhergingen, die als typisch für Migrationsbewegungen dieser Art erscheinen. Der Großteil der annähernd 300.000 Flüchtlinge hatte nicht die Möglichkeit, sich direkt in bestehende

---

<sup>62</sup> Siehe Lewada 1992, S. 135; dieses Ergebnis deckt sich mit meinen Erfahrungen in den Bergregionen des Hohen Kaukasus. Anders als in T'bilisi hatte die Mehrzahl der Männer, die ich kennenlernte, dort den Dienst in der Armee absolviert und äußerte sich stolz darüber.

<sup>63</sup> → Interviews mit ehemaligen Wanderarbeitern und Saisonarbeitern verschiedener Generationen aus Svanet'i (Rezo/ca. 50 Jahre, Džimi/ca. 30 Jahre, K'orneli/ca. 40 Jahre).

<sup>64</sup> So selbst in Svanet'i beobachtet; viele Höfe haben dort „ihre“ Russen, die für Kost und Logis arbeiten, getauscht, körperlich sanktioniert werden können und über ihre Bewegungen nicht frei entscheiden können. → TGB 02/11:4:104; 02/9:2.1:881-896+925-935 d; 02:1:21; 02:2.1:604-833 d; 02:2:106; 02:3.2:378-392 d; 02:5:36-37

Solidaritätsnetzwerke einzugliedern und wurde konzentriert in den Hotels und Wohnheimen der Städte untergebracht. Diese Flüchtlinge hatten keine Chance, sich an der privaten Nahrungsmittelproduktion zu beteiligen, und vielen blieb als einzige relevante Einkommensressource der Zwischenhandel mit Gütern, die vorher von den *Kolkhos*bauern, später von den erwähnten Pendlern direkt auf den Basaren<sup>65</sup> der Stadt feilgeboten wurden (eine andere wichtige Einnahmequelle war der Handel mit Gütern aus humanitärer Hilfe, vor allem Arzneimitteln, die in Kiosken gesetzwidrig verkauft wurden; ein Verhalten, das von den zuständigen Staatsorganen geduldet wurde, sofern es sich bei den Verkäufern um Flüchtlinge handelte<sup>66</sup>). Dies hatte unter anderem zur Folge, daß der Preis der Ware immer weniger verhandelbar wurde, was sowohl von Käufern als auch von Produzenten als nachteilig angesehen wurde. Die sich von den Regeln des Basars unabhängig organisierenden Zwischenhändler ließen das Preisniveau nicht nur allgemein ansteigen, sondern machten es auch unmöglich, die Preise der Lebenssituation von Verkäufer und Käufer, der Tageszeit und der jeweiligen Qualität des Produktes anzupassen. Verhandelte man beim Einkaufen 1992/93 noch beim Kauf eines jeden Lebensmittels auf dem Basar, so ließen sich in den darauffolgenden Jahren immer weniger Händler überhaupt auf Verhandlungen ein. Eine Bäuerin aus dem 40 km von T'bilisi entfernt liegenden Udap'no beklagte sich z.B. darüber, daß die Zwischenhändler Druck auf sie ausübten, wenn sie versuchte, ihre Ware zu fortgeschrittener Tageszeit (die Heimfahrt mit dem Bus dauert vier Stunden) billiger anzubieten.<sup>67</sup>

Die Unterscheidungsmerkmale, die als konfliktrelevante Abgrenzungen der alteingesessenen Bewohner T'bilisis auf der einen und der Flüchtlinge auf der anderen Seite gedacht werden, wurden im wesentlichen während der Phase des Sturzes Gamsakhurdias vorformuliert. Eine der markanten Frontlinien, die damals von seiten der Regierung propagiert wurde, war die Trennung in die „reinen Georgier aus der Provinz“ und die „verdorbenen, dekadenten und russifizierten Georgier der Hauptstadt“. Auf der anderen Seite setzte sich im Angesicht der aus der Provinz in die Hauptstadt gebrachten Anhänger des Präsidenten die vorher latente Vorstellung durch, nach der die Menschen aus der Provinz unzivilisiert, naiv und brutal seien.<sup>68</sup> Hinzu kam nach dem Krieg in Abkhazet'i als Grenzoption noch die Verachtung für die Verlierer eines Krieges, in dem die Vertriebenen in der Krisenregion die relative Bevölkerungsmehrheit gestellt hatten.

Das übergeordnete Ziel des folgenden Abschnitts der Arbeit (Teil II.) läßt sich nun folgendermaßen konkretisieren: Aus der unterschiedlichen Perspektive zweier verschränkter Felder – zwei Bergregionen und die Straßen der Hauptstadt – werden anhand von teilnehmend beobachteten Fallbeispielen informelle Institutionen vorgestellt, die der Regulierung, Organisation und Beurteilung von gewalttätigen Handlungen und konfliktreichen Auseinandersetzungen dienen. Diese Institutionen werden unter dem Aspekt ihrer Funktionalität in der Lösung von Konflikten betrachtet, die ihrerseits in Zusammenhang mit dem raschen Wandel der Umweltbedingungen des letzten Jahrzehntes stehen.

---

<sup>65</sup> Eigene Beobachtung und Interview mit Wirtschaftsredakteur der Zeitung *Svobodnaja Gruzia* über die Basare der Stadt; → TGB 07:5:64-65.

<sup>66</sup> Als letztlich im November 1995 das Verkaufsverbot von Arzneimitteln aus humanitärer Hilfe in Kiosken auch auf die Flüchtlinge angewandt wurde, und diese Entscheidung des Gesundheitsministeriums offiziell verkündet worden war, versuchte eine aufgebrachte Schar von ca. 60 westgeorgischen Flüchtlingen erfolglos, das Kabinett zu stürmen (eigene Beobachtung).

<sup>67</sup> Persönliches Gespräch, → TGB 03:4:33-34.

<sup>68</sup> Da es sich hierbei überwiegend um Frauen handelte, wurde die Provinztruppe des Präsidenten, die sich vor dem Regierungsgebäude versammelt hatte, in Anlehnung an die *mxedrioni* (Ritter/Reiter) *mdedrioni* (von georg. *deda*, Mutter, abgeleitet abwertend *Weiberschaft*) genannt. Vgl. die literarisch aufgearbeiteten Augenzeugenberichte von Naira Gelaschwili (Gelaschwili 1993, S. 110 ff. und 128; zum Riß zwischen Stadt und Land auch ebd. S. 129).

Um mit den angewendeten Untersuchungsmethoden zu vertretbaren Aussagen über die Funktion der Institutionen und die Grenzen der Funktionalität zu kommen, wurden die Fallbeispiele größtenteils nach dem Kriterium des Grenzfalles ausgewählt: Die Wirkungsweise gewalt- und konfliktverregelnder Einrichtungen kann besonders gut in ihrem Umgang mit Grenzfällen beobachtet werden – an der äußersten Grenze des Bereiches, der von ihren Spielregeln und Verfahren noch erfaßt wird. Aus diesem Grund weisen Grenzgänger, marginale Typen oder die liminalen Vermittler der Welt jenseits der Grenzen eine überproportionale Präsenz in den Fallbeispielen auf.